

Henning Wegener

„EUROPA IST WICHTIG,
ABER DIE CDU HAT EINE
INTERNATIONALE AUFGABE“



Henning Wegener, geboren am 6. Juni 1936 in Wilhelmshaven, Reserveoffizier der Marine, Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Bonn und der FU Berlin, 1958 Erstes Staatsexamen, Auslandsstudium in den Vereinigten Staaten von Amerika an der George Washington University (M.C.L.) und der Yale *Law School* (LL.M.) sowie in Frankreich an der Pariser Sorbonne, 1962 Promotion zum J.S.D. in Yale, Diplomat im AA, u.a. tätig in Haiti, Indonesien und Frankreich, 1969 Eintritt in die CDU, 1974–1977 Leiter der Wirtschaftsabteilung an der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik in Genf, 1977–1981 Leiter des BAB und der Abteilung Außen- und Sicherheitspolitik der CDU, 1981–1986 Botschafter der Bundesrepublik bei der Genfer Abrüstungskonferenz, Beigeordneter Generalsekretär für Politische Angelegenheiten der NATO, Ministerialdirektor im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, 1990–1995 Lehrtätigkeit am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin, 1995–1999 deutscher Botschafter in Spanien, Leiter einer Arbeitsgruppe für Informationssicherheit der World Federation of Scientists in Genf.

Das Interview fand am 27. April 2012 in Hildesheim statt und wurde geführt von Michael Gehler, Marcus Gonschor und Hinnerk Meyer.

Sehr geehrter Herr Botschafter a.D. Dr. Wegener. Wir möchten uns ganz herzlich dafür bedanken, dass Sie sich bereit erklärt haben, zu uns ans Institut für Geschichte der Universität Hildesheim zu kommen. Sie wurden 1936 in Wilhelmshaven geboren. Können Sie uns etwas zu Ihrer Herkunft, Ihrem Elternhaus und Ihrer Schulzeit sagen?

Meine Herkunft ist sehr stark durch die Laufbahn meines Vaters bestimmt. Er war Marineoffizier und zum Schluss Vizeadmiral. Auch mein Großvater war Vizeadmiral. In der Generation davor ist Großadmiral Henning von Holtzendorff³⁹⁷ derjenige gewesen, der diese Familientradition begründet hat. Ich selbst bin nur Kapitänleutnant der Reserve. Die Geburt in Wilhelmshaven hängt damit zusammen, dass es eine Marinestadt war. Die weitere Schul- und Erziehungszeit ist dadurch geprägt, dass wir aus dem bombengefährdeten Hamburg nach Pommern gegangen sind – ohne schon zu ahnen, dass die Russen dort vor der Tür stehen würden. Wir wurden dann Flüchtlinge unter Verlust der zeitlichen Habe. Dann begann ein gewisses Wanderdasein, was noch dadurch potenziert wurde, dass mein Vater natürlich nicht mehr in der Marine war. Er ist erst 1958 wieder in die Marine zurückgekehrt. Auch meine Berufswahl ist, glaube ich, dadurch sehr bestimmt. In den Auswärtigen Dienst trat ich nach den vierjährigen Auslandsstudien in Amerika und Frankreich ein, wo ich verschiedene akademische Grade erlangt habe. Warum dann Berufswahl AA? Einmal ist dafür dieser genetische Faktor ausschlaggebend. Ich komme aus einer alten pommerschen-preußischen Familie mit sehr starken monarchistischen Loyalitäten. Für meinen Vater war es immer überhaupt keine Frage, dass auch seine Kinder des Königs Rock tragen sollten. Er hatte doch sehr starke Bindungen an den Staat als moralische Anstalt. Der zweite Faktor ist eher dem Zufall geschuldet. Mein Vater war später Militärattaché an der Botschaft in Washington. Ich habe dann meine Studententätigkeit auch dorthin verlagert, so dass man in das diplomatische Leben in Washington einbezogen wurde. Plötzlich fiel mir dann auf, dass doch, obwohl ich eigentlich in der Jurisprudenz bleiben wollte, der diplomatische Dienst eine gute Gelegenheit sei, dem Staat zu dienen. Als dritter Punkt kam dann etwas dazu, was, glaube ich, für meine Generation sehr kennzeichnend ist: Wir hatten als junge Diplomaten zwei Ziele: Erstens, zu helfen, Deutschland nach dem fürchterlichen Zivilisationsbruch wieder in den Kreis der zivilisierten Nationen zurückzuführen. Das war ein ganz starker Antrieb. Zweitens, die Wiedervereinigung zu erringen. Wenn ich mich jetzt mit den Kollegen, die wie ich auch schon ein Jahrzehnt aus dem aktiven Dienst ausgeschieden sind, unterhalte, kommt immer wieder zum Vorschein, dass wir alle ein erfülltes Gefühl haben, weil wir diese beiden Ziele in einer damals überhaupt nicht voraussehbaren und vollständigen Weise erreicht haben.

397 | *Henning von Holtzendorff (1853–1919), deutscher Marineoffizier, zuletzt Großadmiral im Ersten Weltkrieg.*

Ihre Kindheit und Jugend fällt in die Zeit von Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und der Nachkriegsjahre. Welche Erinnerungen haben Sie daran?

Ich war bei Kriegsende acht Jahre alt, deswegen kann ich mir nicht mehr alles ins Gedächtnis rufen. Selbst in Pommern kann ich mich aber an die Bombenangriffe erinnern, wo wir aus der Weite über Stettin die sogenannten Tannenbäume stehen sahen, mit denen die Alliierten die Bombenangriffe dirigierten. Die Flucht war abenteuerlich. Es lohnt aber nicht, darüber im Einzelnen zu sprechen. Auch die Besatzungszeit ist noch präsent. Ich habe nach der Flucht durch Schleswig-Holstein zum ersten Male ausländische Soldaten gesehen und mir aus kindlicher Neugierde immer wieder die Fragen gestellt: Wie konnte es dazu kommen? Was bedeutet das? Als mein Vater aus dem Krieg zurückgekommen ist, hat er für sich selbst, aber auch für die Kinder pädagogisch hilfreich versucht, diese Ereignisse in Perspektive zu setzen. Mein Vater gehörte nicht direkt dem Widerstand an. Das war auch gar nicht so notwendig in der Marine. Die Marine war ja etwas außen vor. Als er z. B. in Paris im Flottenstab West im Juli 1944 tätig war, hat er ganz aktiv und auch unter erheblicher Gefährdung versucht, sich auf die Seite zu schlagen, die er für die richtige hielt. Die Kameraderie in der Marine war so, dass man nicht denunziert wurde.

Sie haben Ihr Studium schon angesprochen. Bevor Sie ins Ausland gegangen sind, waren Sie auch in Bonn und an der FU Berlin. Wer waren für Sie in dieser Zeit prägende Lehrer?

Sowohl in Bonn als auch in Berlin gab es einige herausragende Leute, kein Zweifel. Wenn man Jurisprudenz studiert, hat man noch nicht sofort eine Präferenz für bestimmte Fächer. Das wird dann eher durch die Persönlichkeit des Professors bestimmt. Mich hat Hans Welzel,³⁹⁸ der große Strafrechtler in Bonn, beeinflusst. Er hat das Strafrecht selbst in Ländern wie Spanien mitgeprägt. Unter den „Pönalisten“, den Strafrechtlern, hat der Name Welzel auch international einen großen Klang. Dann habe ich mich für Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte interessiert. Da war ein sonst vielleicht weniger bekannter Rechtslehrer in

398 | Hans Welzel (1904–1977), deutscher Strafrechtswissenschaftler und Philosoph, 1952–1972 Professor an der Universität Bonn.

Bonn: Prof. Hermann Conrad.³⁹⁹ Ich persönlich verdanke ihm sehr viel, weil er sich sehr um mich gekümmert hat. Mit ihm zusammen arbeitete Paul Mikat, der später in Nordrhein-Westfalen Kultusminister wurde.⁴⁰⁰ Das war ein gutes Professorenteam. Ich habe mein Studium in Minimumzeit abgeschlossen und in Deutschland nicht vertieft. Eigentlich hat mein Verhältnis zu wirklich großen Rechtsgelehrten erst eingesetzt, als ich in den USA an der Yale *Law School* studierte, die ja nun in jeder Beziehung ein herausragendes Institut ist.

Welche Erfahrungen konnten Sie in Yale sammeln?

Dazu habe ich sogar etwas veröffentlicht: „My Yale Years“. Dieser Beitrag ist in einem Buch der Atlantik-Brücke mit dem Titel „Amerika in uns – America Within Us“ erschienen, in dem gerade junge Leute meiner Generation und der etwas älteren, die nach dem Krieg die Amerika-Erfahrung hatten und in das neue Deutschland zurückbrachten, ihre Erfahrungen schilderten: z. B. Kurt Biedenkopf, Klaus von Dohnanyi⁴⁰¹ usw. Ich war in einem Stipendium der Yale *Law School* der Nachfolger von – ohne, dass ich ihn damals kannte – Karl Carstens. Er war der erste Deutsche nach dem Krieg an der Yale Law School.

Gab es zu dieser Zeit für Sie historische oder politische Vorbilder?

Politischer Natur in unserer neuen Republik sicher. Die Bewunderung für Adenauer war natürlich für alle überwältigend. Ich habe ihn auch persönlich gekannt, wenn auch nicht besonders intensiv. Ich hatte zu unserem damaligen Minister Gerhard Schröder ein sehr herzliches Verhältnis – vor allem später, als ich in der CDU-Bundesgeschäftsstelle tätig war und der sich im Ruhestand befindliche Schröder, der in der Gegend lebte, das Gespräch suchte. Ich habe ihn dann mehrfach besucht und ihn näher kennengelernt. Diese erste Generation der CDU-Politiker, die z.T. schon nicht mehr aktiv waren, z. B. Kiesinger, waren für mich in meiner damaligen Position bei Kohl sehr gut zugänglich. Mein Verhältnis zu Willy Brandt war zunächst komplex. Ich lehnte die

399 | Hermann Conrad (1904–1972), deutscher Rechtsgeschichtswissenschaftler, 1948–1971 Professor an der Universität Bonn.

400 | Paul Mikat (1924–2011), deutscher Rechtswissenschaftler und Politiker der CDU, 1962–1966 nordrhein-westfälischer Kultusminister.

401 | Klaus von Dohnanyi (geb. 1928), deutscher Politiker der SPD, 1972–1974 Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, 1981–1988 Erster Bürgermeister von Hamburg.

Brandtsche Politik ab. In die CDU bin ich an dem Tag eingetreten, an dem Brandt in seiner Regierungserklärung 1969 die DDR praktisch anerkannt hat, was ich in der Form nicht für richtig, wenn auch als Teil eines graduellen Prozesses für unausweichlich hielt. Ich habe mich dann aber mit Brandt aus zwei Gründen versöhnt: Erstens, wegen seiner Rolle in der Zeit der Wiedervereinigung. Das war bewegend. Zweitens, weil er mein Nachbar in Unkel bei Bonn war. Ich hatte ein wunderschönes Barockhaus am Rhein gekauft und die Brandts hatten ihre Villa nur 200 Meter entfernt. Ich habe sie dann öfters gesehen. Ich glaube, einmal war Brandt sogar bei uns im Haus, die zweite Frau Brandt mit Sicherheit. In diesem Zusammenhang habe ich dann doch eine sehr große Bewunderung für Brandt entwickelt.

Sie haben nach dem Ersten Staatsexamen 1958 Auslandsaufenthalte in den USA und Frankreich absolviert. Welche Erinnerungen haben Sie noch an diese Zeit?

Das waren verschiedene Welten. Ich hatte nicht vor, an der Sorbonne, wo ich eingeschrieben war, einen akademischen Grad zu erringen und meine Studien zu vertiefen. Ich brauchte für das Thema meiner Doktorarbeit französische Literatur, die ich selbst in Yale nicht ausreichend fand. Da ich ein Stipendium vom Stifterverband für die deutschen Wissenschaften bekam, ging ich dann für ein Jahr nach Frankreich. Das war relativ unpolitisch. Mir ging es auch eher darum, mein Französisch zu vervollkommen.

Sie haben eben schon gesagt, wann Sie der CDU beigetreten sind, und dass die Brandtsche Ostpolitik das ausschlaggebende Motiv dafür war. Gab es darüber hinaus noch weitere Gründe, die Sie zur CDU geführt haben?

Ja, vielleicht gibt es noch einen Grund. Ich war damals immer sehr berührt davon, dass die Perversion des Bundesbeamtentums in der Nazizeit so einfach möglich war – durch ein Missverständnis von Kant. Der formale Gehorsam ersetzte die Gewissensprüfung. In der Zeit bis zur Gründung der Bundesrepublik durften Beamte und Offiziere keiner Partei angehören. Ich habe das als kritikwürdig empfunden und wegen der Konsequenzen als fatal. Ich habe mir sehr früh gesagt: Du musst dich politisch engagieren! Nach der Herkunft war das natürlich auf der christlich-demokratischen Seite. Den formalen Akt des Parteibeitritts habe ich erst damals vollzogen. Es gab auch Zeiten, in denen ich

größere Distanz zur CDU hatte. Als Kohl mich aber dann bat, die Ämter in seiner Partei anzunehmen, habe ich das gerne getan, denn mittlerweile war Biedenkopf, der mich aus dem Studium in Washington kannte, Generalsekretär der Union.

Wann haben Sie zum ersten Mal „Europa“ bzw. den europäischen Integrationsgedanken wahrgenommen und welches Bild hatten Sie zu dieser Zeit von „Europa“ und dem, was es einmal werden sollte?

Eigentlich war das eher ein intuitives Mitvollziehen dieser als richtig erkannten Politik, die ja mit der Montanunion anging. Das haben wir schon als Studenten in den 1950er Jahren natürlich miterlebt und auch gutgeheißen. Aber eine wirklich detaillierte Auseinandersetzung auch mit den europäischen Institutionen und europäischer Politik kam bei mir erst sehr viel später – im Auswärtigen Dienst natürlich automatisch. Ich bin ja sehr früh in den Auswärtigen Dienst eingetreten. Ich war damals – zusammen mit einem anderen gleichaltrigen Kollegen – der Jüngste in meinem Eintrittsjahrgang. Die Altersunterschiede waren damals groß. Ich bin mit 25 Jahren, aber schon vier akademischen Graden, in den Auswärtigen Dienst gegangen, während andere erst mit 32 Jahren aufliefen. Das war das Grenzalter.

Für die nächste Frage haben Sie selber den Stichpunkt gegeben: Ab 1962 waren Sie im Auswärtigen Dienst der Bundesrepublik tätig. Wie kam es eigentlich zu dieser Beschäftigung und womit genau haben Sie sich beschäftigt?

Ich habe eben schon gesagt, wie ich überhaupt auf den Gedanken gekommen bin, in den diplomatischen Dienst einzutreten. Man musste ein Auswahlexamen machen. Ich erinnere mich noch: Damals gab es 3.000 Bewerber für 28 Stellen. Da wurde natürlich ausgesiebt. Diejenigen, die zum schriftlichen Examen zugelassen wurden und danach zum mündlichen, waren schon eine sehr viel kleinere Gruppe. Trotzdem, man war eigentlich ganz befriedigt, dass man in diese erlesene Gesellschaft der letzten 28 aufgenommen war. Man kann sich mindestens zu Beginn nicht spezialisieren im AA, denn der Beruf ist – und das ist auch heute noch so – auf Generalisten zugeschnitten, z.T. mit grotesken Effekten: Ein Jahrgangskollege von mir interessierte sich für China und dann wurde er in der Tat auch in seiner Attachézeit nach Hongkong geschickt, um dort Chinesisch zu lernen. Er hoffte jetzt, dass er natürlich wieder in eine Position kommen würde, wo er das gebrau-

chen könnte. China war noch nicht offen, aber immerhin Singapur oder Hongkong. Nein! Er wurde als Vizekonsul nach Philadelphia in die USA geschickt. Nachdem er so viel Arbeit aufgewandt hatte für das Chinesisch, hat er gesagt: „Dann trete ich aus!“ Heute ist er, glaube ich, ein gutsituierter Rechtsanwalt in Berlin. Dieses Herumwürfeln wurde gezielt gemacht. Man wollte den Leuten ganz bewusst eine Vielzahl von Eindrücken vermitteln und hat dann immer wieder auch einen Wechsel zwischen Hauptstadtpositionen in einem europäischen und einem Entwicklungsland angestrebt. Letzteres war wirklich eine Grunderfahrung für junge Diplomaten. Ich war gleich zu Anfang zweimal in Entwicklungsländern und habe dort sehr, sehr viel gelernt. Als Attaché war ich für ein Jahr lang in Haiti. Das war damals eine dramatische Periode. Graham Greene schildert diese Phase von François Duvaliers⁴⁰² Amtszeit in „The Comedians“.⁴⁰³ Etwas später war ich ab 1965 in Indonesien. Dort ging gerade die Ära Sukarno⁴⁰⁴ zu Ende. Die Mitarbeiter im AA fragten – selbst diejenigen, die mich dorthin schicken wollten –, ob sich das für mich überhaupt noch lohne, dorthin zu reisen: Wir brechen sicher bald die Beziehungen ab! Nein, kein Stück! Ich habe dann noch den Staatsstreich, mit dem Suharto⁴⁰⁵ an die Macht kam, erlebt. Ich hatte zu Suharto auch ein ganz persönliches Verhältnis, da ich indonesisch sprach. Suharto flippte zwar später etwas aus, war aber trotzdem ein großer Präsident. Noch heute habe ich ein von ihm gewidmetes Fotoportrait auf meinem Schreibtisch stehen. Damals habe ich ihn für eine ganz große Persönlichkeit gehalten, die er vermutlich auch war. Er hat dieses Land aus der Sukarnozeit mit ihren Beengungen sehr erfolgreich herausgeführt, auch wenn er vielleicht nicht so weitsichtig war, wie der jetzige Präsident Susilo Bambang Yudhoyono,⁴⁰⁶ der wirklich eindrucksvoll ist.

Können Sie uns kurz ihre weiteren beruflichen Stationen bis zum Jahr 1974 schildern?

402 | François Duvalier (1907–1971), haitianischer Politiker und 1957–1971 diktatorisch regierender Präsident seines Landes.

403 | Graham Greene: *The Comedians*. London 1966.

404 | Sukarno (1901–1970), indonesischer Politiker, 1945–1967 diktatorisch regierender Präsident seines Landes.

405 | Suharto (1921–2008), indonesischer Politiker, 1967–1998 diktatorisch regierender Präsident seines Landes.

406 | Susilo Bambang Yudhoyono (geb. 1949), indonesischer Politiker, seit 2004 Präsident seines Landes.

Ich war zunächst in der Botschaft von Paris, als die Bundestagswahl 1969 Willy Brandt ins Amt brachte. Ich war damals Pressereferent der Botschaft. Wir hatten unter den Regierungen bis zu Kiesinger die strenge Weisung, wie wir gegenüber der ausländischen Presse die Hallstein-Doktrin und die DDR-Politik darstellen sollten. Das hat man natürlich gemacht. Als die Wahl kam, war plötzlich alles nicht mehr wahr. Da habe ich einen Antrag auf Rückberufung gestellt: Ich habe gesagt, dass ich diese Politik nicht gegenüber französischen Journalisten vertreten kann, wenn ich ihnen vier Wochen vorher noch das Gegenteil erzählt habe. Das hat ein großes Theater gegeben. Daran waren die Leute offenbar auch nicht gewöhnt. Ich wurde dann vom nächsten Tag an in Paris, während man in Bonn noch etwas für mich suchte, in die Wirtschaftsabteilung versetzt, wo ich einige Monate verblieb. Dann kam ich nach Bonn zurück. Der Personalchef war aus dem „Mannschaftsstande“ aufgestiegen: Herr Raab.⁴⁰⁷ Als ich ihm an meinem ersten Tag im AA meinen Antrittsbesuch machte, sagte ich: „Herr Ministerialdirektor, ich nehme an, dass ich, nachdem ich mich dort unbotmäßig gezeigt habe, wohl nur noch mit sehr mäßigen Posten rechnen kann!“ Daraufhin sagte er: „Nein, im Gegenteil. Sie haben sich Respekt erworben! Auf mich können Sie zählen!“ Das fand ich sehr anständig. Er war ein eingeschriebener SPD-Mann. Dann wurde ich mit meiner Zustimmung in eine sehr interessante Tätigkeit versetzt, nämlich die wissenschaftlich-technologische Zusammenarbeit im Ausland, also Wissenschaftsdiplomatie. Ich war zuständig für Nuklearenergie. Dabei ging es z.T. um hochinteressante Dinge, die auch technische Lerneffekte erlaubten. Später wurde ich dann zuständig für Umweltpolitik. Das waren beides ausgesprochen modische Themen, die im Grunde hochpolitisch waren, mich aber aus der Ost-West-Problematik herausnahmen. Danach wurde ich auf eigenen Wunsch nach Genf zu den internationalen Organisationen versetzt. Gerade zu dieser Zeit erging an mich der Ruf von Biedenkopf und Kohl. Mein Vorgänger im Amt des Leiters des BAB, ein alter Botschafter in Finnland und Polen, Heinrich Böx, machte seine Aufgabe so recht und schlecht, aber ohne großes Konzept und war darüber hinaus auch ein wenig in die Jahre gekommen. Er hatte noch nicht sofort Lust, sein Amt aufzugeben, weshalb es einige Monate dauerte, bis ich meine neue Tätigkeit begann. Ich blieb dann noch zwei Jahre, bis 1977, in Genf, bis ich in das Amt – ein doppeltes Amt – bei Kohl einrückte. Ich war der Leiter des BAB. Dort unterstand ich unmittel-

telbar der Parteiführung. Daneben war ich Leiter der Abteilung Außen- und Sicherheitspolitik, wo ich der Parteihierarchie unterstand.

Gehen wir noch einmal ein wenig zurück: Während Ihres Eintritts in den Auswärtigen Dienst war Konrad Adenauer noch Kanzler, Gerhard Schröder sein Außenminister. Wie haben Sie als Diplomat eigentlich die Ablösung Adenauers durch Ludwig Erhard wahrgenommen? Bewirkte dieser Kanzlerwechsel Veränderungen in der außenpolitischen Konzeption der Bundesrepublik?

Das habe ich nicht wahrgenommen. Ich war damals, als Adenauer sich verabschiedete, abgeordnet zu der Dienststelle des AA, die es schon damals in Berlin hatte. Adenauer kam, um sich von uns Mitarbeitern, die dort tätig waren, zu verabschieden. Da habe ich ihm auch die Hand geschüttelt, ihn gehört und mit ihm ein paar Worte gewechselt. Er war aufrecht und präsent, aber physisch sehr alt. Er ist ja auch bald danach gestorben – übrigens an einer Lungenentzündung, die er sich bei einem Besuch in Spanien im winterlichen Escorial zugezogen hatte. Als Kohl während meiner Botschafterzeit dort ein Gipfeltreffen mit dem Spanier Felipe González hatte, haben wir schon gescherzt, weil er, auch im Winter, im Escorial untergebracht wurde: „Herr Bundeskanzler, Vorsicht! Hier gibt es schlechte Antezedenzen!“ Aber Kohl ist ja unverwüsthlich. Der Übergang auf Erhard schien uns eigentlich auch altersmäßig notwendig zu sein. Erhard erfreute sich auch großer Verehrung – vielleicht nicht durch Adenauer, aber durch jüngere Generationen. Er war ein glänzender Kommunikator. Es erschien als natürlicher Prozess.

Sie haben vorher sehr eindrücklich und bewegend die Motivlage, die viele Diplomaten nach 1945 hatten, geschildert: Deutschland in einen Kreis zivilisierter Nationen zurückzuführen, aber auch den Gedanken der nationalen Einheit. Wie haben Sie eigentlich Adenauers Deutschlandpolitik in Erinnerung?

Gerade in dieser Zeit war natürlich auch schon eine große Diskussion über die Hallstein-Doktrin und über den Umgang mit der DDR entbrannt. Ich habe immer eine sehr strenge Linie verfolgt und gesagt, dass wir etwas in der Hand behalten müssen – sowohl in der Oder-Neiße-Frage als auch in der Frage der Anerkennung der DDR. Ich habe die z.T. auch rigorose Politik mit Abbruch von diplomatischen Beziehungen unter erheblichem Schaden für die deutsche Wirtschaft mitvollzogen, während andere in meinem Jahrgangskreise schon größere

Flexibilität demonstrierten. Das hat sicher auch dazu geführt, dass ich eben diesen Brandt-Bahrschen Schritt in der Regierungserklärung 1969 als verfrüht empfand.

Adenauer hat eine sehr stark westintegrierte Politik gemacht, weshalb sich die Frage stellt, wieweit das auch für Zeitgenossen wahrnehmbar und kompatibel mit dem Anspruch auf deutsche Einigung war? Hat man das in einem Zusammenhang gesehen, so wie es sich später auch in gewisser Weise geschickt hat?

Ich habe später einmal eine Rede für Helmut Kohl geschrieben – ich glaube, das war 1979 –, die er auch so gehalten hat und die in seiner Redensammlung auch abgedruckt ist. Zu seinen aktiven Zeiten durfte man sich nie auf Autorenschaft für seine Reden berufen. Das wäre ein Todesurteil gegen sich selbst gewesen. Damals habe ich in dieser Rede nachzuweisen versucht, dass die Westbindung, d. h. die enge Bindung an die Amerikaner, die europäische Einigung und das Bekenntnis zum vereinten Deutschland, nicht nur kompatibel waren, sondern in dieser Dreierheit auch notwendig. Es war eine Sicht, die Kohl immer unbeirrt vertreten hat.

Außenminister Gerhard Schröder (CDU) haben Sie schon angesprochen. Wie würden Sie ihn eigentlich charakterisieren?

Ein Gentleman! Er hatte eine große Eleganz des Ausdrucks und war von ausgesuchter Höflichkeit. Aber er wirkte oft etwas distanziert. Erst in seinen späteren Jahren, als ich ihn vom Adenauer-Haus aus häufiger besuchte und er mich nicht mehr als Untergebenen, – ich will nicht sagen als Kollegen –, aber als Akteur wahrnahm, wurde er eigentlich auch herzlich. Er hat ja nicht sehr lange gelebt.

Welche Rolle spielte der Konflikt zwischen Atlantikern und Gaullisten? Worum ging es dabei und welchem Lager rechneten Sie sich selbst zu?

Ganz eindeutig von Anfang an zu den Atlantikern – vielleicht auch deshalb, weil ich so lange in Amerika war. Ich war zutiefst überzeugt – und deshalb bin ich nachher auf eigenen Wunsch zur NATO gegangen –, dass es für uns einfach die Lebensvoraussetzung war – und das bleibt es auch. Aber: Die Auseinandersetzung zwischen den sogenannten Atlantikern und Gaullisten, die sich dann um den deutsch-französischen Vertrag herauskristallisiert hatte, führte bei einigen Leuten zu sehr

rigorosen Positionen. Beispielsweise ist damals der etwas ältere Kollege Hans Graf Huyn deshalb aus dem AA ausgeschieden. Später wurde er dann Abgeordneter für die CSU. Insofern hat ihm dieser Schritt nicht geschadet. Er hat die atlantische Priorität nicht in dieser Form mitvollzogen. Solche Leute gab es. Wie ich eben anhand der Rede für Kohl gezeigt habe, waren diese Positionen für mich immer kompatibel. Sie sind ja auch in der Präambel des deutsch-französischen Vertrages von 1963 sehr gut integriert worden. Ich war von diesem Konflikt deshalb nicht berührt, weil ich immer die Kompatibilität bzw. die notwendige Kompatibilität sah.

Kurze Nachfrage zur Präambel: Welche Erinnerungen haben Sie noch an Kurt Birrenbach,⁴⁰⁸ auf den die Inserierung der Präambel zurückgeht?

Großartige Erinnerungen! Das war einer der ganz bedeutenden Außenpolitiker im parlamentarischen Raum – ganz ohne Zweifel! Er hatte eine sehr hohe analytische Kraft und großen Einfluss. Ich habe ihn noch in meiner Zeit im Adenauer-Haus gekannt, als er schon sehr alt war und nicht mehr an allem teilgenommen hat. Ich weiß nicht genau, wann er gestorben ist. Ich glaube aber, kurz danach. Wenn wir sprachen, war es immer bereichernd. Er hatte eine Darstellungskraft, die für Jüngere sehr eindrucksvoll war.

Wie haben Sie die Große Koalition und die Deutschland- und Europa-politik Kiesingers erlebt?

Die Große Koalition war ein Produkt der Notwendigkeit und wurde als solches von uns auch akzeptiert. Wir haben jedenfalls sehr viel Gutes darin gesehen. Die SPD wurde dadurch hof- und regierungsfähig und konnte vorzeigen, dass sie auch erstklassige Leute hatte. Ich denke da z. B. an Georg Leber. Das war auch ein Sinn der Sache. Insofern wurde das von uns bejaht. Die Deutschlandpolitik blieb etwas im ungewissen Raum. Ich erinnere nicht, dass ich damals irgendwelche Haltungsänderungen vornehmen musste. Für mich war die Große Koalition Teil einer Kontinuität, auch wenn man sich bei Herbert Wehner gewisse Fragen stellte, was er wollte und was er tat.

408 | Kurt Birrenbach (1907–1987), deutscher Politiker der CDU, 1957–1976 Mitglied des Deutschen Bundestags.

1969 fand der Gipfel von Den Haag statt. Hier spielte Willy Brandt gemeinsam mit Georges Pompidou durchaus eine beachtliche Rolle. Wie würden Sie die Europa- und Integrationspolitik von Brandt, dem vormaligen Bundesaußenminister und nunmehrigen Bundeskanzler, mit Blick auf die Adenauersche und erst recht mit Blick auf die ostpolitische Position einschätzen? Haben Sie Brandt auch als Europapolitiker wahrgenommen?

Sicher nicht als herausgehobenen Europapolitiker, weil sein Interessengebiet schon damals eher auf der Ost-West-Achse angesiedelt war. Mir fällt dazu eigentlich nichts ein. Die Europapolitik war wohl eher nach außen in Kontinuität zu sehen, wobei gerade in diese Zeit auch bedeutende Ereignisse in Europa fielen. Ich kann hier keinen Akzent setzen.

Bereits seit Ende der 1940er Jahre bemühten sich Vertreter des christlich-demokratischen Parteienspektrums in Europa um eine Intensivierung ihrer Kontakte und Zusammenarbeit. 1965 gingen die NEI in der EUCD auf. Wie haben Sie die Gründung der EUCD während des Kongresses in Taormina erlebt? Haben Sie noch Erinnerungen daran?

Sehr gute sogar, auch wenn ich bei der Gründung nicht dabei war. Als ich bei der CDU im Adenauer-Haus ankam, war Kai-Uwe von Hassel EUCD-Präsident. Kurz danach wurde ich für ein paar Jahre stellvertretender Generalsekretär dieser Organisation. Ich habe für von Hassel auch mehr als für den damaligen Generalsekretär Jean Seitlinger gearbeitet. Dieser war eigentlich passiv und hat wenig bewirkt. Die Arbeit musste ich mit meinem Stab im Adenauer-Haus machen. Ich habe die EUCD als positiv gesehen, empfand diese Organisation als ein großes Positivum und damals, noch vor der EVP-Gründung, im Wesentlichen als einen wirksamen Agenten, um die christlich-demokratischen Parteien zusammenzuschließen. Dahinter stand auch das bei mir im Adenauer-Haus stark gewachsene Gefühl, dass die transnationale Parteienzusammenarbeit gerade für eine Oppositionspartei außerordentlich wichtig ist. Ich habe Kohl immer wieder gesagt, dass die internationale Parteienkooperation für ihn eine Chance war. Die anderen Parteiführer waren an der Regierung, Kohl nicht. Wir hatten gerade als größte christlich-demokratische Partei der Welt zusammen mit der CSU – vielleicht sogar größte demokratische Partei, denn wir hatten als Vergleichsmaßstab nur die indische Kongresspartei – dadurch eine Projektionsmöglichkeit, die wir bis in Innenpolitik hinein hervorragend nutzen konnten.

Das ist ein ganz wichtiger Hinweis, für den wir Ihnen sehr dankbar sind, denn bei den bisherigen Forschungen über Helmut Kohl, erstaunlicherweise auch nicht in seinen Erinnerungen oder Biographien über ihn, wird der Aspekt, dass er die transnationale Parteienkooperation nutzte, um sich international lange vor seiner Kanzlerschaft zu profilieren, wenig bis gar nicht berücksichtigt.

Da ist etwas zu holen! Ich kann Ihnen einige Beispiele geben.

Es gibt einen kleinen Aufsatz von Jürgen Elvert in der Zeitschrift Die Politische Meinung, wo er auf Kohl als EVP-Mann verweist.⁴⁰⁹

Kohl hatte bei verschiedenen Gelegenheiten einen sehr starken Einfluss auf die drei Komponenten der holländischen christlichen Demokratie, die für uns immer problematisch war. Aber die holländische Politik ist ja immer problematisch gewesen. Auch in Italien ist Kohl mit einer regelrechten Rigorosität gegen den sogenannten historischen Kompromiss eingestiegen – vor und nach Aldo Moros Tod. Ich habe einige Reden dazu entwerfen müssen. Kohl hat natürlich gesagt, was er sagen wollte. Doch hat er tatsächlich für Italien auch Geschichte gemacht. Kohl war eigentlich nur behindert durch seine Unlust zu Reisen und seine mangelnde Sprachenkenntnis. Er ist beispielsweise nie zu einem Parteikongress der britischen Konservativen gefahren. Deshalb musste ich dort hin. Manchmal war auch noch ein Abgeordneter in Fragen des EP dabei, z. B. Siegbert Alber⁴¹⁰ oder auch Egon Klepsch. Ich war also Kohls Abgesandter, was manchmal von den anderen Parteien auch gar nicht so akzeptiert wurde, wenn ich mit Belgiern oder Holländern bei Tisch saß, z. B. bei der Aushandlung des EVP-Programms. In diesem Zusammenhang vertrat ich die CDU, Hans August Lücker die CSU. Da habe ich mir mehr als einmal entgegenhalten müssen: „Sie sind doch kein gewählter Mann!“ Daraufhin habe ich erwidert: „Entschuldigen Sie, ich bin aber vom Parteivorsitzenden der CDU mit Weisungen ausgestattet!“ Da merkte man, dass Kohl indirekt immer präsent war. Wenn er aber persönlich präsent war, war er das in sehr starker Weise – auch bei der Gründung und beim Management der EDU, wo er natürlich wegen der

409 | Jürgen Elvert: *Helmut Kohl und die europäische Integration 1982–1992*, in: *Die Politische Meinung* 485 (2010), S. 37–42.

410 | *Siehe auch das Interview in diesem Band: Siegbert Alber: „Um größere Sektierereien zu verhindern, war die internationale Zusammenarbeit sicher wichtig“.*

spezifischen Affinität zu den Österreichern, zu Josef Taus, später zu Alois Mock, auch persönlich teilnahm.

Wir sollten Helmut Kohl als transnationalen Akteur der europäischen Parteienpolitik in der Oppositionszeit einflussnehmend auf das innenpolitische Geschick Italiens gegen den sogenannten historischen Kompromiss, den die DC mit den Kommunisten eingehen wollte, im Auge behalten.

Ich habe Kohl bei diesem Herausstellen des Wertes der internationalen Parteienzusammenarbeit dazu gebracht, auch über Europa hinauszugehen. Ich habe damals mit seiner Billigung die Beziehungen mit der türkischen Adalet Partisi von Süleyman Demirel⁴¹¹ begründet. Die Verbindung wurde sehr eng. Ich bin auch mit Geißler einmal dagewesen, wo wir ganze Nächte mit Demirel diskutiert haben, der ja nicht gerade ein Mann war, der mit den Hühnern ins Bett ging. Das dauerte oft bis vier Uhr morgens. Die offiziellen Beziehungen endeten dann mit dem Militärputsch gegen Demirel. Ich habe die persönlichen Beziehungen zu Demirel aber fortgesetzt und ihn, durch Freunde in sein inneres Exil in der Türkei, in seine Villa am Marmarameer, vermittelt, dort besucht. Seitdem hatte ich immer ein ganz besonderes Verhältnis zu ihm, so dass ich später, als er zum zweiten Mal Ministerpräsident wurde, oft unmittelbar nach meinem Eintreffen in Ankara von seinen Leuten abgeholt wurde. Ich sollte dann zum Palast kommen, Süleyman Bey wollte mich sehen. Es hat auf der türkischen Seite auch seine Wirkung gehabt, dass die CDU sich so für Demirels Partei interessierte und andere Leute wie etwa Alparslan Türkeş⁴¹² abschmettete. Dann haben wir den Bereich auch auf Afrika ausgeweitet. Wir haben eine enge Partnerschaft – das war auch meine Idee – mit der Regierungspartei von Marokko begründet, mit Ahmed Osman, dem Schwiegersohn des Königs, der damals Parteichef war.⁴¹³ Er führte eine sehr gute Partei, die auch die demokratische Öffnung Marokkos, die man ja jetzt unter dem jetzigen König stärker sieht, damals schon initiierte. Auch mit Tunis begründeten wir eine Partnerschaft. Wir waren auch als Abgesandte Kohls bei

411 | Süleyman Demirel (geb. 1924), türkischer Politiker der Adalat Partisi, 1965–1971 und 1975–1977 Premierminister der Türkei.

412 | Alparslan Türkeş (1917–1997), türkischer Politiker und 1969 Gründer der Partei der Nationalistischen Bewegung.

413 | Ahmed Osman (geb. 1930), marokkanischer Politiker und Diplomat, 1961/62 Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, 1972–1979 Premierminister seines Landes.

der Partei von Habib Bourguiba, die sich uns öffnete.⁴¹⁴ Ferner waren wir in der Elfenbeinküste mit Félix Houphouët-Boigny⁴¹⁵ aktiv. Wir haben die CDU-Auslandskontakte damals eigentlich erst in dieser Form geöffnet. Auch zu den christlichen Parteien im Libanon in der Bürgerkriegszeit hatten wir Verbindungen. Ich habe Kohl immer wieder gesagt: Europa ist wichtig, aber die CDU hat eine internationale Aufgabe. Hinzu kam natürlich Lateinamerika, das mit dem christlich-demokratischen Institutionengeflecht verbunden war: vor allem durch die ODCA, die ja der EUCD-Widerpart war. Vielleicht dazu eine kleine Anekdote: Ich war vor einigen Monaten in Mexiko in einer meiner jetzigen beruflichen Tätigkeiten in einem Hotel untergebracht, in dem zufällig ein ODCA-Kongress stattfand. Ich nahm zu den Veranstaltern Kontakt auf, die mich sofort einluden. Ich war erstaunt, wie viele von anwesenden lateinamerikanischen Politikern ich trotz der Zeitdifferenz noch kannte. Der mexikanische Präsident Felipe Calderón⁴¹⁶ hielt als Ehrengast eine Rede. Mich hatte man in eine der vorderen Reihen gesetzt. Calderón stieg dann von der Redebühne herunter, ging auf mich zu und verwickelte mich in ein Gespräch. Alle glaubten, ich sei ein Busenfreund des Staatspräsidenten – dabei sah ich ihn zum ersten Mal. ODCA lebt also und macht auch wichtige Sachen. Damals hat ODCA die internationale Zusammenarbeit sehr beflügelt, vor allem Leute wie Arístides Calvani aus Venezuela,⁴¹⁷ aber auch Eduardo Frei aus Chile, Vater und Sohn,⁴¹⁸ waren sehr aktiv. Auch José Napoleón Duarte⁴¹⁹ gehörte dazu, der den Freiheitskampf gegen die Terroristen in El Salvador geführt hat. Ich habe sogar einmal Wahlkampf mit ihm gemacht, was aber unter nicht ganz ungefährlichen Begleiterscheinungen vor sich ging. Wir reisten damals mit einem gepanzerten Wagen und konnten ihn nur zeitweise verlassen. Es gab aber auch kleinere Parteien in anderen Ländern, die wir systematisch aufbereitet haben, z. B. in Guatemala die Partei von

414 | *Habib Bourguiba (1903–2000), tunesischer Politiker, 1957–1987 Präsident seines Landes.*

415 | *Félix Houphouët-Boigny (1905–1993), ivorischer Politiker, 1960–1993 erster Staatspräsident seines Landes.*

416 | *Felipe Calderón (geb. 1962), mexikanischer Politiker, seit 2006 Präsident seines Landes.*

417 | *Arístides Calvani (1918–1986), venezolanischer Politiker des COPEI, 1969–1974 Außenminister seines Landes.*

418 | *Eduardo Frei Montalva (1911–1982), chilenischer Politiker, 1964–1970 Präsident seines Landes; Eduardo Frei Ruiz-Tagle (geb. 1942), Sohn von Eduardo Frei Montalva, chilenischer Politiker.*

419 | *José Napoleón Duarte (1925–1990), salvadorischer Politiker der Partido Demócrata Cristiano, 1984–1989 Präsident seines Landes.*

René de León,⁴²⁰ der damals Vizepräsident der Christlich-Demokratischen Weltunion, die früher in Rom saß, war. Sie wurde damals nicht sehr effizient von Mariano Rumor geführt. Überhaupt, die Italiener sind da keine großen Organisatoren. Dennoch haben sie eine Menge Geld in die Union investiert.

Was spannend an diesem im Grunde globalen Panorama, das Sie schildern, ist, dass offensichtlich Europäisierung mit Globalisierung der transnationalen Parteienkooperation schon sehr früh Hand in Hand ging, also man schon sehr früh gesagt hat: Europa reicht nicht. Können Sie das zeitlich eingrenzen?

Ich kann nicht genau sagen, wann die Weltunion mit ihrem Sitz in Rom gegründet worden ist. Das war eine italienische Idee, wohl während der 1950er/60er Jahre. Die ODCA ist auch alt. Die christlichen Demokraten in Lateinamerika haben immer schon eine stärkere Mitte-Links-Funktion in wirtschaftspolitischen Fragen gehabt. Das ist auch erklärlich, wenn man sich die soziale Situation dort vor Augen führt. Insofern sind wir mit ihnen auch nicht immer glücklich geworden. Einige Parteien konnten wir nur verbal unserem Parteienspektrum zuordnen. Aber natürlich haben wir auch die Organisationstätigkeit der ODCA voll respektiert. Die Weltunion, die Internationale Union Christlicher Demokraten (IUCD), die bei der DC in Rom saß, war damals eine wirklich gute Idee. Man wollte natürlich auch der SI etwas Gleichartiges gegenüberstellen. Das ist allerdings nur zum Teil geglückt, weil die IUCD niemals deren Organisationsgrad erreicht hat.

Wann ist Ihnen eigentlich zum ersten Mal die Materie der christdemokratischen Parteienkooperation bewusst geworden?

In ihrer wirklichen Bedeutung und auch von den Tatsachenkenntnissen her erst dann, als ich im Adenauer-Haus tätig war. Aber da wurde es gleich sehr intensiv. Wir haben auch mit Kohls und Geißlers voller Unterstützung eine sehr aktive Politik vor allem in Portugal und Spanien betrieben – auch in Griechenland, wobei es dort einfacher war, weil die ND relativ kraftvoll war. Die Unión de Centro Democrático (UCD) in Spanien haben wir hochgepöppelt. Bei den Portugiesen war das auch

420 | René de León (unbekannt), 1964–1982 Generalsekretär der Christlich Demokratischen Weltunion.

der Fall. Während der Nelkenrevolution gab es dramatische Szenen. Von Hassel und ich mussten den Kongresspalast in Porto durch den Hinterausgang verlassen, weil wir vorne gelyncht worden wären. Ich weiß nicht, ob Sie auch über die finanzielle Komponente sprechen wollen, aber wir haben im großen Maßstab Gelder transferiert. Das wurde uns dadurch erleichtert, dass unter der Brandt- und Schmidt-Regierung im Konsensus der drei bzw. vier großen Parteien – die CSU hatte ihr eigenes Konto – im Kanzleramt aus dem Bundeshaushalt ein Fonds bereitgestellt wurde, den die Parteien für die Förderung demokratischer Entwicklung in Anspruch nehmen konnten, ohne Einzelabrechnungen machen zu müssen. Es gab nur eine Bedingung: Wir konnten die Empfänger nicht gegeneinander ausspielen. Beispielsweise war es uns nicht möglich, aus diesen Mitteln sehr benötigte Gelder der konservativen Partei in Malta zu geben, weil der politische Gegner Dom Mintoff⁴²¹ Sozialdemokrat war oder sich als solcher behandelt fühlen wollte. Das ging nicht. Daher musste ich für die maltesischen Konservativen andere Mittel aus der CDU-Parteischatulle nehmen. Transfers aus diesen Fonds gingen auch an das Comité de Organización Política Electoral Independiente (COPEI) nach Venezuela oder zur chilenischen Schwesterpartei, die wir lange mit allen Möglichkeiten alimentiert haben, u.a. mit Stipendien für junge Nachwuchspolitiker. Heute kann man im chilenischen Auswärtigen Dienst noch vielen erstklassigen Botschaftern begegnen, die damals mit Hilfe von Stipendien der KAS ausgebildet wurden. Sehr viel Hilfe haben wir auch der spanischen UCD geleistet – nicht nur Geld, sondern vor allem Organisationshilfe. Wir haben Seminare zur Parteien- oder auch Wahlkampforganisation gemacht. In Portugal haben wir mehr finanziell als organisatorisch geholfen – und das in großem Umfang. Teilweise war ich auch der Beförderer dieser Aktivitäten und musste ein wenig vorsichtig sein. Die Verteilung der Gelder lief damals über den Chef des Kanzleramts. Die Parteien waren bei solchen Besprechungen gleichzeitig vertreten und nahmen die Gelder entgegen. Ich habe darauf gedrängt, dass die Fondsgelder anständig verwaltet wurden und habe sie auch in die Rechnungsprüfung der CDU einbezogen, damit nicht später irgendein Verdacht wegen unlauterer Bereicherung entsteht. Als ich das Adenauer-Haus 1981 verließ, war auf dem Konto noch ein gutes Polster für solche Aktivitäten vorhanden.

421 | *Dominic Mintoff (1916–2012), maltesischer Politiker der sozialdemokratischen Partei, 1955–1958 und 1971–1984 Ministerpräsident seines Landes.*

Haben eigentlich andere europäische oder auch internationale Parteien vergleichbare Mittel für die Stärkung der Zusammenarbeit eingesetzt?

Die Italiener – aber nicht mit der gleichen Systematik.

Also kann man sagen, dass es doch eigentlich eine deutsche Präferenz war?

Ja, ich fand die damalige Initiative sehr glücklich, dass alle Parteien gemeinsam in dieser Aufgabe, Demokratie in den Umbruch-Ländern zu fördern, zusammenarbeiteten.

War das auch aus der Erfahrung geboren, dass man selbst eine Diktatur erlebt hatte?

Ganz sicher!

Man wollte ein Zeichen setzen: Wir machen es jetzt anders?

So ist es! Es ist auch bezeichnend, dass diese Leistungen vor allem dann einsetzten, wenn in diesen Ländern – ich nannte Griechenland oder Spanien und Portugal – diktatorische Regime bereits den Begräbnisakt hinter sich hatten.

Sie sprachen schon Kai-Uwe von Hassel an. Wer waren Ihres Wissens nach innerhalb der CDU die weiteren führenden Exponenten dieser europäischen Vernetzung?

An erster Stelle ist sicher Egon Klepsch zu nennen, der praktisch unbeschränkt im EP herrschte. Er war ja nicht nur jahrelang der Vorsitzende der christlich-demokratischen Fraktion, sondern war auch ein sehr erfolgreicher und geschätzter Parlamentspräsident. Er hat sicher das EP in diesen ersten Jahren vor allem nach der Umgestaltung der freien und europaweiten Direktwahlen 1979 maßgeblich gestaltet. Dann gehören natürlich auch die institutionellen Träger der Außenpolitik in Bonn dazu: z. B. Werner Marx.⁴²² Auch die Europaabgeordneten selbst gehören dazu, die z.T. doch sehr, sehr gute Leute waren. Sie hatten

422 | Werner Marx (1924–1985), deutscher Politiker der CDU, 1965–1985 Mitglied des Deutschen Bundestages.

zunächst eine Doppelzugehörigkeit zu beiden Parlamenten und konzentrierten sich später auf Brüssel. Neben Siegbert Alber könnte ich noch eine ganze Reihe von Abgeordneten nennen, die bisweilen sogar heute noch im Parlament sitzen.

Können Sie Kai-Uwe von Hassel noch ein wenig charakterisieren?

Ich darf sagen, dass wir in meiner Familie Kai-Uwe von Hassel auch persönlich kannten, als er Ministerpräsident in Kiel und Verteidigungsminister war – vor allem mein Vater, der Admiral war. In Schleswig-Holstein waren wir sozusagen Nachbarn und kannten uns. Von Hassel besuchte uns bei mancher Gelegenheit. Ich war also schon längst mit ihm bekannt, als ich ins Adenauer-Haus kam und dort sein Hauptarbeiter bei der EUCD wurde. Diese Zusammenarbeit ist eigentlich sehr erfolgreich und ohne die geringste Verstimmung verlaufen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir irgendwann einmal nicht am gleichen Strang zogen. Es war eine Freude, für ihn zu arbeiten. Von Hassel war ein korrekter, auch administrativ natürlich sehr erfahrener Mann von klaren Perspektiven. Ich verdanke ihm viel – auch schöne gemeinsame Erlebnisse bei Reisen. Ich habe ihm viele Reden geschrieben. Das war sehr wohltuend, weil er ein großartiger Mann war. Ich war auch bei seinem Tode zufällig anwesend. Das war beim Karlspreis in Aachen. Den Preis bekam Roman Herzog. Ich war zugegen, weil ich den spanischen König begleitete. Herzog hatte sich auserbeten, dass die Laudatio vom spanischen König gehalten wurde. Wir saßen in der Messe im Aachener Dom, von Hassel und seine Frau vor mir. Wir unterhielten uns noch und mussten das Gespräch abbrechen, weil die Messe begann. Während des Gottesdienstes erhoben sich die von Hassels plötzlich und gingen aus dem Dom. Auf dem Wege vom Dom zum Rathaus starb er. Ich bin also vielleicht der Letzte außer seiner Frau, der noch mit ihm gesprochen hat.

Zwischen 1974 und 1977 haben Sie als Leiter der Wirtschaftsabteilung an der ständigen Vertretung der Bundesrepublik bei den Vereinten Nationen fungiert. Die 1970er Jahre gelten im Rückblick als krisenhaftes Jahrzehnt (Ölpreisschocks, Eurosklerose). Wie haben Sie die verschiedenen Krisen als zeitgenössischer Akteur wahrgenommen und wie beurteilen Sie sie in der historischen Perspektive?

Der Ölpreisschock hat uns multilateral bewegt. Das große Thema war die sogenannte neue Weltwirtschaftsordnung, die von der Entwicklungs-

ländergruppe gefördert wurde – besonders von einigen Führungsnationen, die heute weit weniger prominent sind, z. B. Algerien. Es war ein fatales Weltordnungssystem, das die Entwicklungsländer damals einführen wollten. Es ging z. B. um eine neue Rohstoffordnung usw. In den internationalen Organisationen bei den Vereinten Nationen, sowohl beim ECOSOC (Economic and Social Council) als auch vor allem bei der UNCTAD (United Nations Conference on Trade and Development) wurden diese Themen diskutiert – und ich war der deutsche Vertreter dort. Das waren z.T. harte Kämpfe. Ich wurde damals immer wieder in irgendwelche Vorsitze gewählt, weil man offenbar wollte, dass jemand mit Brachialgewalt die westlichen Themen vertritt. Das haben wir auch getan. Wir haben unerbittlich die Schwächen dieses Ansatzes aufgezeigt, aus dem später auch nicht mehr viel geworden ist. Es gab auch einige gute Sachen, z. B. eine Arbeitsgruppe, in der ein Verhaltenscodex für Technologietransfer ausgearbeitet werden sollte. Ich war auch eine Zeitlang der Vorsitzende dieser Kommission. Der Kampf um die sogenannte neue Weltwirtschaftsordnung brach Anfang der 1970er Jahre aus, aber ich war danach, in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts, bereits in Kohls Diensten. Ich habe die multilaterale Genfer Diplomatie dann lange nicht wiedergesehen, bis ich erst 1981 dort wieder als Botschafter und Vertreter bei der Abrüstungskonferenz aufschien.

Wir haben diese Frage auch gestellt, weil eben die 1970er Jahre Krisenjahre sind. Der Internationale Währungsfonds (IWF) hatte in Folge des Zusammenbruchs des Bretton Wood Systems eine Turbulenz nach der anderen zu bewältigen. Auch das Vietnam-Desaster der USA war für alle wahrnehmbar. Wie haben Sie als Akteur dieses Jahrzehnt der Krise in Erinnerung? Welchen Einfluss hatten diese Krisen auch auf das Zusammenwirken der christlich-demokratischen Parteien? Hat man das überhaupt so als Krisenjahre wahrgenommen, wie wir heute z. B. die Jahre seit 2009 als Krisenjahre wahrnehmen?

Das war sicher schlimm. Aber wie ist das auf die Parteienarbeit zu projizieren? Natürlich waren die einzelnen Parteien der Länder auch betroffen, aber das Zusammenarbeitsspektrum der Parteien war sehr viel enger, so dass wir dort diese Dinge nicht Revue passieren ließen.

Haben diese Krisenjahre den Zusammenhalt verstärkt? Kam es zu einer Intensivierung der Kooperation aufgrund der Bewältigungsnotwendigkeit?

Diese Kausalität würde ich weniger sehen, aber das Ergebnis ist richtig: Wir haben in diesen Jahren sicher auch, weil die CDU zusammen mit der CSU aktiver wurde, die Zusammenarbeit außerordentlich intensiviert. Für die europäischen christlichen Demokraten war ein ganz wesentlicher Katalysator die Gründung der EVP und die Erarbeitung des EVP Programms. Das hat uns eigentlich eher zusammengeführt. Das war eine hochinteressante Verhandlungstätigkeit, die mir nicht nur erlaubte, die Gemeinsamkeiten der christlichen Demokraten in einem einheitlichen Dokument zu fixieren, sondern auch die Schwierigkeiten aufzudecken – vor allem zwischen dem linken Flügel des niederländischen CDA und der CSU.

Können Sie das noch etwas konkretisieren? Worin bestanden eigentlich die Konflikte zwischen CSU und CDA?

Der CDA ist damals ein Kunstprodukt aus drei Parteien gewesen, der Christelijk-Historische Unie, die sehr konservativ und noch am ehesten mit der CDU zu vergleichen war, der KVP unter Norbert Schmelzer,⁴²³ die stärker mit der CDU in religiös-sittlichen Fragen verbunden war und der ARP, deren Mitglieder bisweilen ungenießbar waren und den größten Ärger gemacht haben. Aber wir waren nicht alleine in dem Kampf um die richtigen Positionen, die sich nachher auch durchgesetzt haben. Wir konnten eigentlich mit allen anderen Gruppierungen, z. B. den Flamen unter Wilfried Martens, den Österreichern, später auch den Spaniern und Portugiesen sehr gut zusammenarbeiten.

Kommen wir noch einmal auf Ihre Tätigkeit bei den Vereinten Nationen zurück. Welchen Einfluss hatte die UNO aus Ihrer Sicht auf die Bekämpfung und Eindämmung der ökonomischen Krisen in den 1970er Jahren und welche Krisenbewältigungsstrategien hat es überhaupt gegeben?

Ich würde sagen, dass diese Organisation für die Bewältigung der Krisen nicht geeignet war, sondern eher die Finanzorganisationen in Washington. Eine wichtige Entwicklung war auch die GATT-Runde, die von Genf aus gesteuert wurde. Diese Themen wurden im Wesentlichen bei den Finanzinstitutionen in Washington und natürlich auch bei der G7, die ja auch eine Reaktion auf diese Krisen war, behandelt. Das hat

423| Norbert Schmelzer (1921–2008), niederländischer Politiker der KVP, heute CDA, 1971–1973 Außenminister seines Landes.

die Vereinten Nationen, die eine wenig transparente Organisation sind, kaum berührt. Ich habe das auch später im Abrüstungsbereich gemerkt. Wenn man dort 200 Delegationen im Raum hat, die gemeinsame politische Beschlüsse fassen sollen, ist das nicht ganz einfach. Ich bin froh, dass ich einmal, in der Schlussitzung der United Nations Disarmament Commission (UNDC) 1985 alle Resolutionen erfolgreich durchbringen konnte. Ich habe diese Sitzung pünktlich begonnen und pünktlich beendet. Es war alles verabschiedet, und die fast 200 anwesenden Delegationen haben mir einen stehenden Applaus zukommen lassen. Das ist mir unvergesslich und es hat mich auch entschädigt für die andauernde Nacharbeit, die dem vorausging

Kann die Bewältigung dieser Krisen als ein Vorbild zur Lösung aktueller Probleme und Herausforderungen dienen?

Im Prinzip schon, nur sind die Vereinten Nationen auch dieses Mal nicht das geeignete Gremium dafür. Der Sicherheitsrat der UNO ist leicht blockierbar und wird natürlich auch entsprechend blockiert. Wenn Sie wirklich etwas bewirken wollen, z. B. bei Vertragsentwürfen, müssen Sie in der Generalversammlung Einstimmigkeit oder große Mehrheiten haben, die schwer zu bekommen sind. Wir haben heute neue Mechanismen, wobei ich die G20 sehr hoch bewerte und glaube, dass die Erweiterung von G7/G8 auf G20, die neuen globalen Machtverhältnisse widerspiegelt und eine sehr gute Idee gewesen ist. Die G20 verdient einen ähnlichen Prozess, wie die G8 es hatte, nämlich dass sie nicht nur einmal im Jahr zusammenkommt, sondern auch kontinuierlich arbeitet und Konzepte ausbaut. Da sehe ich heute eigentlich sehr viel mehr Möglichkeiten. Hinzu kommt natürlich, dass auch die Weltfinanzorganisationen im Umbruch sind und damit auch leistungsfähiger werden.

Sie waren Leiter des BAB sowie der Abteilung für Außen- und Sicherheitspolitik Ihrer Partei. Welche Aufgaben waren damit verbunden?

Die beiden Bereiche waren praktisch fusioniert, weil ich z.T. die gleichen Mitarbeiter hatte. Wenn ich eine Ausarbeitung als Leiter der Abteilung Außen- und Sicherheitspolitik machte, ging sie an den Bundesgeschäftsführer, den Generalsekretär und gelegentlich auch – wenn es soweit war – an den Parteivorsitzenden, während ich als Leiter des BAB unmittelbar an den Parteivorsitzenden berichtete mit Durchschrift an den Generalsekretär. Bei dieser Arbeit war ich autonom. Es gibt also nur einen kleinen Unterschied. Beim BAB war sicher die Parteizusammen-

arbeit ein sehr wichtiger Punkt, aber ich habe ihn nie als einzigen Aufgabenbereich verstanden, sondern Kohl mit meinen Aufzeichnungen auch umfassend zu allem, was mir angezeigt schien, beraten: zur Nahost- und Entwicklungspolitik usw.

Gibt es zum BAB vergleichbare Einrichtungen bei den europäischen Schwesterparteien?

Ja, irgendwas hatten sie alle. Ob das so ausgebaut und so gut ausgestattet war, wie in der finanziell guten Zeit der CDU, die ja auch nicht mehr die unsere ist, weiß ich nicht. Bei den Italienern war eine solche Einrichtung sehr ausgestaltet, aber nicht effizient. Die Österreicher hatten Andreas Khol, der der Politischen Akademie vorstand, die er gleichzeitig auch für diese Aufgabe nutzen konnte. Khol hat auch immer ein sehr enges Verhältnis zu seinem Parteiführer gehabt, so dass man viel gemeinsam unternehmen konnte, vor allem später in der Zeit der EDU. Sonst war eine solche Einrichtung nicht besonders ausgeprägt bei den Schwesterparteien. Die französische christlich-demokratische Zentrumspartei war nicht sehr stark. Deshalb waren es eher Einzelpersonlichkeiten, die sich damit beschäftigten: z. B. Lecanuet und Mallet. Viel war dort aber auch nicht zu holen.

Haben Sie noch Erinnerungen an Victor Koutzine?

Sagt mir gar nichts!

Es gibt einen jüngeren Koutzine, Christian, der sein Sohn sein muss. Er spielte in der Jugendbewegung der Christdemokraten eine Rolle.

Ist mir nicht präsent. Aber eines wollte ich noch zu Parteibüros und finanziellen Fähigkeiten sagen: Die britischen Konservativen hatten ein sehr gut ausgebautes Büro. Der Leiter war damals ein sehr kluger junger Mann namens Scott Hamilton.⁴²⁴ Danach hat Chris Patten diese Aufgabe wahrgenommen, der Leiter des *Research Office* war, sich aber der internationalen Fragen immer sehr annahm, bis er dann Gouverneur in Hongkong wurde.⁴²⁵ Auch die Parteiführung, z. B.

424 | Unbekannt.

425 | Christopher Francis Patten (geb. 1944), britischer Politiker der konservativen Partei, 1992–1997 letzter Gouverneur von Hongkong, 1999–2004 EU-Kommissar für Außenbeziehungen.

unter Lord Thorneycroft,⁴²⁶ kümmerte sich intensiv um die Auslandsarbeit.

Wie haben Sie die letzten Jahre der langen Oppositionsphase der CDU (1969-1982) empfunden – auch mit Blick auf die Parteienkooperation?

Ich habe damals immer Chancen für meine Arbeit gesehen. Ich sage das auch objektiv, nicht was die eigene Rolle anbelangt: Wir im Adenauer-Haus waren auch bedeutend für die Partei. Als mein Nachfolger Peter Hartmann, der spätere Staatssekretär im AA, Kohl ins Bundeskanzleramt folgte, galt er – ich tue ihm damit sicher nicht Unrecht – plötzlich weniger. Er war einer von 1000 Beamten. Die Führungsmannschaft in der CDU-Bundesgeschäftsstelle war dagegen relativ klein. Als Anekdote: Ich war, glaube ich, einer von nur sechs Mitarbeitern im Haus, der die Kreditkarte der Partei hatte und sie auf seinen Reisen benutzen konnte.

Welche Bedeutung hatte die europäische Integrationspolitik für die CDU in dieser Phase bzw. allgemein?

Ich glaube, dass die europäische Integrationspolitik immer ein zentrales Anliegen der CDU war und es bis heute geblieben ist.

Welchen Stellenwert nahm die Parteienkooperation im Rahmen der Arbeit der Gesamtpartei ein?

Eigentlich wurde das, was wir machten, von der Partei im Gesamten immer gut aufgenommen. Das merkte ich auch bei den Parteikongressen der CDU, wo ich immer die ausländischen Partner einlud und betreute. Diese internationale Komponente wurde bei der Partei von allen sehr goutiert. Das zeigte, dass auch das „Parteivolk“ bzw. die Unterorganisationen das als eine notwendige Tätigkeit ansahen. Übrigens war ja nicht nur die Zentralpartei auf diesem Gebiet aktiv. Auch die Unterorganisationen, wie die Mittelstandsunion und die Jugendorganisationen hatten ihre eigene internationale Zusammenarbeit.

426 | Peter Thorneycroft (1909-1994), britischer Politiker der konservativen Partei, 1962-1964 Verteidigungsminister, 1975-1981 Vorsitzender seiner Partei.

Dass eine Partei in Opposition grundsätzlich ein größeres Interesse an einer „Parteiaußenpolitik“ hat, als eine Partei, die Regierungsverantwortung trägt, haben Sie im Grunde genommen schon bejaht?

Wenn man die Leute richtig sensibilisiert. Ich glaube, dass Kohl in meiner Zeit erst dafür sensibilisiert wurde und er diesen Aspekt dann erst richtig ernst nahm. Geißler tat das sowieso.

War die EUCD eigentlich ein aus Ihrer Sicht geeigneter Rahmen für den Austausch über bzw. die Akkordierung von Europapolitik?

Zeitweilig ja, aber sie wurde dann praktisch abgelöst. Sie war nicht sehr effizient und hatte eigentlich auch nur schmale Mittel. Wir haben immer argumentiert, dass wir einen großen Beitrag für die EUCD leisten, wobei das aber eigentlich Sachleistungen waren: Wir stellten das Büro. Trotzdem war es eine schmale Basis. Wir machten damals, was zeitgerecht notwendig war. Aber eigentlich wurden wir erst mit der Gründung der EVP und einem vernünftigen EVP-Büro operativ, auch weil wir auf die Ressourcen des Parlaments und der Fraktion zurückgreifen konnte.

Kommen wir noch einmal auf Helmut Kohl zu sprechen. Wie würden Sie eigentlich rückblickend den Europapolitiker Kohl und auch sein Bild von Europa in den 1970er Jahren charakterisieren?

Eigentlich hat es sich nicht verändert. Es ist immer abendländisch gewesen. Deswegen hatte er auch immer ein gewisses Misstrauen gegenüber der Türkei, ein Misstrauen, das ich immer bekämpft habe. Kohl hat aber immerhin zugestimmt, dass wir die Parteibeziehungen begründen und hat Besucher auch empfangen. Aber im Grunde waren für ihn als Rheinländer die beiden Achsen Paris und Rom. Ich weiß beispielsweise nicht, wie er sich zur Integration der Parteienlandschaft in den neuen Beitrittsländern gestellt hätte – sicher nicht mit der gleichen Herzlichkeit. Er fühlte sich eigentlich in diesem rheinisch-katholisch-abendländischen Universum am ehesten zuhause.

Wir sprechen von Kohl und nicht von Adenauer?

Ja, von Kohl! Adenauer dachte natürlich auch so, obwohl er ja ein sehr viel nüchterner Mann war. Aber bei Kohl war das ein Grunderlebnis,

diese rheinische Basis und das, was in dieser Tradition stand. Er sammelte ja auch gerne Leute aus Rheinland-Pfalz um sich. Als norddeutscher Protestant war ich dort eigentlich eher ein Außenseiter. Wir nannten diese Leute die „Pälzer-Familie“, abgeleitet von Pfälzer. Mit diesen Leuten war er am liebsten zusammen.

Wer waren aus Ihrer Sicht die aktivsten Protagonisten bzw. Persönlichkeiten aus dem europäischen Ausland, die den Aufbau der transnationalen Parteienkooperation initiierten und vorantrieben?

Ganz sicher die Belgier, die flämischen Belgier in der Zeit von Leo Tindemans und dann später von Wilfried Martens. Mit den Holländern hatten wir solche wichtigen Exponenten nicht immer. Norbert Schmelzer gehörte dazu, dann kam die Katastrophe Wim Aantjes⁴²⁷ und auch Ruud Lubbers war ein Problemfall.

Können Sie Aantjes und Lubbers ein wenig charakterisieren?

Aantjes war unangenehm. Er war vielleicht auch schon damals gegen die CDU und gegen Deutschland, um seine Vergangenheit noch weiter zu verschleiern. Das war deutlich zu merken. Er hatte offenbar Vorbehalte. Als sich aber später herausstellte, dass er in der Nazi-Zeit aktiv war, führte dies zu seiner sofortigen Entfernung vom Parteivorsitz. Darauf folgte Lubbers, mit dem Kohl und auch Genscher sich in der Wiedervereinigungsfrage angelegt haben. Dort war nicht so viel zu holen. In der Zeit von Norbert Schmelzer, als die EUCD noch eine gewisse Blüte hatte, waren die Kontakte zu den Holländern noch gut. Leo Tindemans war eigentlich unersetzlich. Er war ein großartiger Mann, ist heute aber schon sehr alt. Ich schätze auch Wilfried Martens sehr, der genauso alt wie ich ist.

Gibt es Italiener, die Sie besonders hervorheben würden?

Bei den Italienern hat es eine solche echte Herzlichkeit nie gegeben, obwohl wir mit einigen Leuten auch in der Phase von Flaminio Piccoli sehr gut zusammenarbeiteten, weil Piccoli ein sehr nüchterner Mann

427 | Wim Aantjes (geb. 1923), niederländischer Politiker der ARP und des CDA. 1978 wurde bekannt, dass Aantjes während des Zweiten Weltkrieges Mitglied der Waffen-SS war, woraufhin er von seinem politischen Amt des CDA-Fraktionsvorsitzenden zurücktrat.

war. Benigno Zaccagnini⁴²⁸ hingegen war fast mönchisch in seiner Dogmatik und etwas unnahbar, obwohl er ein bedeutender Mann war. Ich habe noch die Ära Moro miterlebt.

Wie würden Sie Aldo Moro charakterisieren?

Moro war irgendwie mystisch. Man konnte ihn nicht entziffern. Er war hochintelligent und von ganz erheblicher persönlicher Ausstrahlung, aber schwer zu deuten. Die Zusammenarbeit war damals, also noch vor seiner Gefangenschaft, ohne Probleme. Aber es gab auch viele andere, mit denen wir zusammengearbeitet habe, Amintore Fanfani etwa. Auch Francesco Cossiga war ein ganz hervorragender Mann, der übrigens fehlerfrei Deutsch sprach, obwohl seine Ministerpräsidentenschaft (1979–1980) und seine Präsidentschaft (1985–1992) auch nicht die große Gloria der Italienischen Republik waren.⁴²⁹ Ich habe ihn aber immer als sehr eindrucksvoll, ja als außergewöhnlich, empfunden. Auch in der Moro-Krise habe ich ihn mehrfach im Innenministerium besucht. Während der Krise ist er dann zurückgetreten.

Giulio Andreotti?

Andreotti ist auch ein Mystiker und nicht deutbar. Ich war einmal bei einem Frühstück mit Kohl und Andreotti in Cadenabbia dabei. Ich musste dolmetschen, da Andreotti kein Deutsch und Kohl kein Italienisch oder Französisch sprach. Andreotti wollte einige bedeutende Probleme ansprechen. Helmut Kohl beglückte ihn mit langen Monologen über den Weinbau in Rheinland-Pfalz, vielleicht, um das zu verhindern. Das ist mir unvergesslich!

Was war das Anliegen von Andreotti?

Ich weiß nicht, was er sagen wollte, aber Andreotti wäre jedenfalls sofort zur Sache gekommen und hätte die Probleme klar aufgezeigt. Ihm wurde die Gelegenheit aber nicht geboten. Das war auch keine glückliche Stunde für die europäischen Parteienpolitik.

428 | Benigno Zaccagnini (1912–1989), italienischer Politiker und Mitbegründer der DC, 1975–1980 Generalsekretär seiner Partei, 1984–1989 Mitglied des EP.

429 | Francesco Cossiga (1928–2010), italienischer Politiker der DC, 1985–1992 Präsident seines Landes.

Wie haben Sie die EVP- (1976) und die EDU-Gründung (1978) erlebt? Mit welchen Erwartungen sind Sie an das Projekt EVP herangegangen?

Wir haben immer gesagt, dass die EVP notwendig ist, weil man eine christlich-demokratische Organisation außerhalb des in Vorbereitung befindlichen EP natürlich nicht haben wollte und es sich auch nicht leisten konnte. Das wäre unnütze Doppelarbeit gewesen. Es war ein natürlicher Prozess. Interessanter war für mich die Gründung der EDU. Bei der EUCD bestand das große Problem im Überhang derjenigen Parteien, die einen Gegensatz zwischen christlicher Demokratie und konservativer Ausrichtung sahen. Einige Parteien sahen diesen Konflikt überhaupt nicht. Dazu gehörten in erster Linie die Österreicher und natürlich wir. Auch die flämischen christlichen Demokraten und die Franzosen gehörten bis zu einem gewissen Grade dazu, während es bei den Italienern, den Wallonen und einem großen Teil der Holländer inkompatibel zu sein schien. Wir wissen ja, wie problematisch das Verhältnis der Konservativen zur christdemokratischen Fraktion im EP war, wo sich die Konservativen für eine gewisse Zeit auch wiederfanden. Wir haben versucht, diese Überbrückung durch die EDU zu schaffen. Das war eine deutsch-österreichische Idee. Es war auch richtig, dass der Vorsitz längere Zeit bei den Österreichern lag. Die Österreicher haben das auch sehr gut gemacht. Schloss Kleßheim war ein wichtiger Begegnungsort. Wir haben dort wirklich hervorragende Konferenzen gehabt – auch und vor allem inhaltlich – mit sehr guter englischer und spanischer Beteiligung. Insgesamt sind mir diese EDU-Konferenzen als besonders politisch relevant und auch sachorientiert in guter Erinnerung geblieben, während die EUCD-Treffen sich manchmal zerfaserten. Da waren häufig irgendwelche Italiener, die vor allem miteinander redeten.

Gab es Kritiker an der Gründung der EDU?

Ja, natürlich. Die EDU haben diejenigen Parteien, die diese Inkompatibilität sahen, obwohl wir sie immer eingeladen haben, nicht nur abgelehnt, sondern auch als Angriff empfunden.

Welche Argumente gab es?

Vor allem die britischen Konservativen waren nicht ihre Welt. Eine Partei, die im Übrigen weniger Sorgen in Bezug auf die EDU hatte, war die

irische Fine Gael mit Ministerpräsident Garret FitzGerald.⁴³⁰ Diese Partei war eine sehr starke Stütze des christlich-demokratischen Lagers, aber hat sich der Allianz in der EDU dann doch nicht beigeseilt.

Sie haben vorher auf die deutsch-österreichische Gründungsgeschichte verwiesen. Können Sie das etwas konkretisieren? Ging es eher von deutscher oder eher von österreichischer Seite aus?

Es ging nicht nur von Deutschen und Österreichern aus, sondern auch von Schweden und Norwegern, die wir auch nicht in das christlich-demokratische Lager bekommen konnten. Sie haben sehr darauf bestanden, dass sie sich dort mit den christlich-demokratischen Parteien in einem gemeinsamen Parteienverband wiederfinden. Die EDU hatte nicht nur diese englische Komponente, sondern auch eine gesamtscandinavische. Es waren alle dabei: die dänischen Konservativen mit dem späteren Ministerpräsidenten Poul Schlüter, die Finnen in sehr aktiver Weise mit zwei Parteien, der Konservativen Partei und der Schwedischen Volkspartei, die Moderate Samlingspartiet aus Schweden und die norwegische Høyre. Ich fühlte mich eigentlich auch in diesem Verband wohl. Ich als Norddeutscher sehe die Ostseeregion vielleicht auch eher als meine Heimat an als den Süden. Man fühlte sich dort sehr gut aufgehoben. Ich sagte ja schon: Die Kongresse waren sehr inhaltsreich und es kamen vorzügliche Leute.

Erhard Busek hat erzählt, dass die Deutschen, also CDU und CSU, die Österreicher in der EDU eher als Gründungsplattform vorschickt haben, um in der Öffentlichkeit nicht zu sehr selbst als Inspiratoren und Initiatoren zu erscheinen.

Das ist mindestens zur Hälfte richtig. Aber: Unabhängig von dieser deutsch-österreichischen Frage brauchte man für einen solchen Parteienverband dieser etwas heterogenen Art ein kleineres Land, und zwar ein kleineres Land, das diese Verbindungen zwischen konservativem und christlich-demokratischem Denken symbolisierte. Da waren die Österreicher prima. Ein anderes Land wäre dafür weniger in Frage gekommen. Die Skandinavier waren in dieser Landschaft noch zu neu und hatten auch bei den christlichen Demokraten überhaupt gar keine

430 | Garret FitzGerald (1926–2011), irischer Politiker der Fine Gael, 1973–1977 Außenminister, 1981–1982 und 1982–1987 Premierminister seines Landes.

Chance. Die Portugiesen haben wir schon für die EUCD bemüht. Diogo Freitas do Amaral wurde ja dann der Nachfolger von Kai-Uwe von Hassel als Präsident der EUCD. Die Österreicher waren hingegen ideal für die Besetzung im Rahmen der EDU.

Wie haben Sie diese Dreigleisigkeit der verschiedenen Parteienformationen erlebt? Gab es Konflikte?

Es war eine Dreigleisigkeit, die zu einer Zweigleisigkeit wurde. Es gab die EVP, die praktisch aus den ganzen christlichen Demokraten bestand – mit allen Schwierigkeiten der Zusammensetzung der Fraktion – und die EDU. Ja, das war bisweilen nicht einfach für manche. Für uns war es aber einfach, weil sie beides vereinigten. Wir konnten uns auch bei beiden wohlfühlen.

Wir hatten den Eindruck, dass Thomas Jansen später, als er für die EVP zuständig wurde, die EDU als eine lästige Konkurrenzveranstaltung wahrnahm.

Von seiner Aufgabenstellung ist das sicher verständlich, wenn auch nicht richtig.

Sie haben das nicht so gesehen?

Nein, wir waren mit vollem Herzen bei beiden dabei. Wir haben überall unser Bestes gegeben!

„Wir“ heißt Ihr engerer Kreis?

Ja, das war die CDU, Kohl und der Kreis, Geißler einbegriffen! Und die CSU.

Welche Rolle spielte die CDU innerhalb der verschiedenen Organisationsformen von EUCD bis EVP und EDU? War sie ein Primus inter Pares?

Wir haben uns bemüht, das nicht zu sein. Die Kollegialität wurde immer in den Mittelpunkt gerückt. Aber es ist natürlich ganz klar, dass eine Partei von der Größe der CDU, vor allem wenn wir noch gemeinsam mit der CSU auftreten, was auch meistens der Fall war, ein automatisches Schwergewicht entstand. Die CSU hatte damals eigentlich keinen

klaren Auslandsbeauftragten. Ein sehr tüchtiger Mann von der HSS war aktiv: Dieter A. Schmidt, der meistens dabei war. Aber im Prinzip war mein Gegenpart Edmund Stoiber, mit dem ich unendlich viel geist bin.

Können Sie uns Edmund Stoibers Rolle in der Parteienkooperation beschreiben?

Er war Generalsekretär der Partei, kein Minister und noch kein Ministerpräsident. Dem Generalsekretär oblag die internationale Tätigkeit. Stoiber hat das nicht nur immer sehr korrekt, sondern auch sehr freundschaftlich gemacht. Bei den vielen gemeinsamen Reisen zu verschiedenen Kongressen sowohl der EDU als auch der EVP haben wir immer bestens harmoniert. Er ist ein intelligenter, aufgeschlossener und sehr kollegial denkender Mann, was er übrigens auch in seiner bayerischen Staatsrolle gezeigt hat. Wir hatten eigentlich mit der CSU überhaupt keine Schwierigkeiten, auch wenn Kohl und Strauß sich gegenseitig anödeten und die Wildbad Kreuth-Konferenzen mit Argwohn beobachtet wurden. Im internationalen Bereich hatten wir das Problem nicht.

Wie gestaltete sich die Kooperation zwischen EUCD und EVP bzw. EVP-Fraktion?

Es war weitgehend Personenidentität gegeben. Wie gesagt: Der Schwerpunkt verlagerte sich automatisch zur EVP und damit war die EUCD für uns auch nicht mehr wirklich maßgeblich. Bei der EVP hatte man natürlich auch die Abgeordneten dabei. Es war aber kein Kontrast.

Die österreichischen und schweizerischen Christdemokraten bzw. Konservativen hatten ihre Probleme mit der EVP, da sie nicht Mitglieder der EG waren. Sie sahen, dass die EUCD an Bedeutung verlor und warfen auch den EVP-Initiatoren vor, sie würden das christdemokratische Lager spalten. Beide verwiesen darauf, dass sie Gründer der NEI waren.

Die Schweiz war sicher ein Problemfall bei dieser Reorganisation und der Verlagerung des Schwerpunktes zum EP. Aber das Problem hat die Schweiz ja nicht nur in diesem Bereich. Das ist nun einmal so, wenn man sich vereinzelt und dort sein Heil sieht. Die Schweizer CVP war auch sonst nicht einfach. Sie war eine christlich-soziale Partei im Wort-

sinne, nicht wie im Falle der CSU, und war auch im Schweizer Parteienspektrum weit links von der CDU angesiedelt. Das hat man immer wieder gemerkt, wenn man dann zusammentraf.

Haben Sie noch Erinnerungen an Schweizer Christdemokraten?

Ja, es gab zwei oder drei Leute, die dort herausragten. Einige waren eher konservativ, wie der spätere Bundespräsident Kurt Furgler.⁴³¹

Martin Rosenberg?

Nein! Der Generalsekretär der CVP war eher auf der linkssozialen Seite und bedenkenhaft gegenüber manchem, was die CDU machte. Aber das ist ja bei den Schweizern auch nicht ungewöhnlich. Was sich im „Reich“ tut, ist immer hegemonieverdächtig.

1983 übernahm Thomas Jansen in Personalunion das Amt des Generalsekretärs der EVP und der EUCD. Welchen Eindruck hatten Sie von diesem Mann?

Thomas Jansen ist ein alter Freund von mir, den ich längst vorher kannte. Ich kenne auch seinen Bruder besonders gut, der ja ein Kollege im AA war. Mit Thomas Jansen hat mich immer eine herzliche Freundschaft verbunden. Ich habe seine Brüsseler Tätigkeiten noch verfolgt, war aber natürlich 1983 nicht mehr in dieser Welt beheimatet, sondern machte anderes. Wir sahen uns noch gelegentlich, aber ich habe keine Beurteilungskriterien. Sicher hat er seine Aufgabe gut gemacht.

Welchen Einfluss in Bezug auf die Zusammenarbeit der Christdemokraten in Europa würden Sie ihm zuschreiben?

So wie ich ihn kenne, ohne Kenntnis der einzelnen Aktionen, die er gemacht hat, wird er sicher einen sehr positiven Einfluss gehabt haben.

Wie haben Sie Jansens Vorgänger Jean Seitlinger im Vergleich zu Jansen empfunden?

431 | Kurt Furgler (1924–2008), schweizerischer Politiker der CVP, 1977/78, 1981/82 und 1985/86 Präsident seines Landes.

Seitlinger war ein eher zurückhaltender Mann. Er war liebenswürdig und klug, stammte aus Elsass-Lothringen. Er hat als Generalsekretär der EVP aber wenig eigene Akzente gesetzt.

Welche Rolle spielten die Präsidenten der EVP für die Kooperation der Christdemokraten angefangen bei Leo Tindemans?

Bei Leo Tindemans war der Einfluss stark. Er hatte natürlich eine persönliche Ausstrahlung, die ganz erheblich war. Während seiner Zeit als Ministerpräsident Belgiens fanden viele unserer christlich-demokratischen Zusammenkünfte in seiner Dienstresidenz statt, wo wir immer sehr herzlich aufgenommen und beköstigt wurden.

Piet Bukman?

Ich habe keinen Eindruck von ihm.

Jacques Santer?

Jacques Santer habe ich gut gekannt, sowohl als Parteiführer als auch als engen Freund von Kohl, der ihn nachher ja nicht mehr so groß gefördert hat. Um Kommissionspräsident zu werden, hat Kohl ihn gefördert, aber als Santer in Schwierigkeiten kam, war Kohl nicht mehr so offen.

War Kohl immer so?

Ich will nichts Schlechtes über meinen ehemaligen Chef sagen. Für Kohl sind – aber das ist vielleicht unausweichlich bei ihm – Mitarbeiter Arbeitsinstrumente. Wenn ein Instrument nicht mehr taugt, wird es beiseite gelegt.

Es gab keine Trennung zwischen privater und beruflicher Freundschaft oder gab es gar keine Freundschaften?

Das will ich so nicht sagen. Kohl ist ja auch ein herzlicher Mann, aber irgendwann, wenn man einmal nicht mehr nützlich ist, dann ist man auch nicht mehr so wichtig. Das ist nun einmal so. Aber kommen wir zurück auf Santer. Ihn habe ich immer als erstklassig empfunden. Ich habe den Eindruck gehabt, dass er 1999 sehr ungerecht behandelt wurde. Er hatte ein ganz missliches Erbe von Delors übernommen und versuchte aufzuräumen. Die Affäre um Édith Cresson hat ihm na-

türlich große Mühe bereitet. Das war auch nicht das Einzige, was in der Kommission faul war. Ich habe ihn nach seinem Ausscheiden aus dem Amt noch mehrfach gesehen und er war genauso herzlich und nett wie vorher. Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu ihm.

Warum glauben Sie hat Kohl Santer ganz am Ende nicht mehr unterstützt?

Weil er sah, dass Santer als Kommissionspräsident nicht mehr haltbar war.

Gerhard Schröder hat Santer 1999 unterstützt, die Geschäftsführung der Kommission weiterzuführen. Das ist interessant!

Ich bin damals nicht mehr in einer europarelevanten Position gewesen. Ich weiß deshalb auch nicht, was sich dort im Einzelnen abgespielt hat. Ich habe es eigentlich nur von außen her mitverfolgt.

Kommen wir noch einmal auf Giulio Andreotti und seine Rolle im Kontext der deutschen Einigung 1989/90 zurück. Haben Sie daran noch Erinnerungen?

Nur an das, was die Presse auch berichtete. Ich war nicht mehr im christlich-demokratischen Beritt, wo ich ihn bei vielen Konferenzen sah und mit ihm sprechen konnte. Man konnte sogar gelegentlich mit ihm scherzen. 1989/90 hatte ich keinen Kontakt mehr zu ihm. Man kann ja nur auf den Film „Il Divo“ verweisen, der höchst empfehlenswert ist.

Den Film, der die Verstrickungen mit der Mafia zeigt?

Ja!

Was hat man eigentlich davon gewusst und dazu gesagt? Hat man das als eine italienische Selbstverständlichkeit oder doch als problematisch betrachtet?

In der Zeit, in der ich Andreotti noch sah bzw. kannte, gab es nur Gerüchte und vieles ist offenbar auch erst danach an die Öffentlichkeit geraten. Das ist vermutlich ein Buch mit vielen Geheimnissen.

Andreotti ist auch nie verurteilt wurden. Konnte man mit ihm darüber scherzen?

Das hätte ich nicht gemacht. Ich glaube darüber nicht.

Welche Rolle hat eigentlich gespielt, dass Alcide De Gasperi im Grunde sein politischer Vater und Andreotti von Anfang an De Gasperis Mitarbeiter war? Welche Rolle spielte im Allgemeinen das christdemokratische Dreigestirn Adenauer, De Gasperi und Schuman? Hat das in Ihrer Zeit noch gewirkt?

Das war noch lebendig. Andreotti ist durchaus religiös und hat das sehr ernst genommen. Sein Verhältnis zur Kirche hat er immer intakt gehalten, auch sicher aus machtpolitischen Gründen. Seine Ferien verbrachte er in einem Nonnenkloster oder Konvent irgendwo in Norditalien. Er hat sich immer gerne mit der Kirche identifizieren lassen. Er ist vielleicht der letzte der italienischen Staatsmänner, der das getan hat.

Kommen wir auf die EVP-Präsidenten zurück. Wie haben Sie Wilfried Martens erlebt?

Wilfried Martens ist gleichaltrig mit mir. Wir haben uns immer sehr gut verstanden. Er ist ein sehr guter EVP-Präsident, hat großen Aufwand betrieben und ist viel gereist, um die Partnerparteien zu besuchen und sich erkenntlich zu zeigen. Er ist ein Mann der Mitte, anders als die wallonischen Christdemokraten. Martens hat auf belgische Art das Gleichgewicht immer sehr gut gehalten. Er hat sich immer sehr zur CDU hingezogen gefühlt, aber auch sehr gute Sachen z. B. in Spanien gemacht. Ich habe ihn während meiner Zeit in Spanien dort mehrfach reden gehört, wo er der dortigen Volkspartei als Redner zur Verfügung stand und das immer hervorragend machte.

Sie haben gesagt, dass Sie nichts Schlechtes über Ihren ehemaligen Chef sagen wollen. Das verstehen wir. Andererseits haben unsere Interviews natürlich auch viele Facetten aufgezeigt. Es ist ganz klar, dass jeder Mensch Stärken und Schwächen hat. Es gibt nicht nur Heilige. Leo Tindemans hat uns gegenüber angedeutet, dass Kohl bei den Parteibegegnungen mitunter rüde und schroff auch gegenüber den Vertretern aus kleineren Ländern sein konnte, gegenüber Belgiern und Luxemburgern.

Weiß Gott, ja! Das war aber nicht immer der Fall. Ich meine, dass es auch eine physiologische Komponente gibt. Dieser massige Mann

braucht sich bloß hinzusetzen und man weiß, was da läuft. Er war in vielen Fragen unerzogen. Bei einem Kongress, den Tindemans leitete, hat Kohl z. B. plötzlich gesagt, dass alles hier so furchtbar langweilig sei: Bestellen Sie doch ein gutes Restaurant in der Nachbarschaft! Zufällig kannte ich ein erstklassiges Restaurant und habe sofort angerufen. Leisler Kiep war auch dabei, der die Rechnung aus der Schatzmeisterschatulle bezahlen musste. So ist die ganze CDU-Riege mitten im Kongress ausgerückt, um zu tafeln. Mir war das höchst unangenehm. Solche Sachen machte Kohl. Er ging dann plötzlich weg. Ich habe das auch bei anderen Gelegenheiten erlebt. Einmal, 1998, war ich mit Kohl und seiner Gattin beim spanischen Kronprinzen und der Königin in Oviedo eingeladen; Kohl nahm den Príncipe de Asturias-Preis entgegen. Bei dem anschließenden Empfang zu Ehren der Preisträger ist er plötzlich und grußlos abgefahren. Selbst ich, der ihn als Botschafter ja begleiten sollte, konnte ihm nicht mehr zum Flughafen folgen, denn – er fuhr ja immer im Bus, damit er Platz hat – mein Fahrer fuhr seinem Bus hinterher, weil er glaubte, ich sei mit Kohl dort eingestiegen. Der Flughafen ist 30 km entfernt. Bis ich einen Fahrer gefunden hatte, der mich im Eiltempo hinterherfuhr, verging einige Zeit. Solche brüskten Aktionen machte er – ohne Rücksicht.

Wie würden Sie Kohl sonst noch charakterisieren?

Kohl ist ein ungeheuer komplexer Mann. Er kann zwischen Leutseligkeit und Abruptheit sofort wechseln. Ich habe während meiner vierjährigen Zeit jeden Morgen das Frühstück mit ihm eingenommen, sofern ich nicht auf Reisen war. Das war nämlich gleichzeitig seine Morgenbesprechung. Seine Sekretärin, Juliane Weber,⁴³¹ servierte das Müsli und was er sonst noch so in größeren Mengen zu sich nahm. Wir saßen um ihn herum. Eine Tasse Kaffee bekam man, wenn man wollte. Dann wurde der Tag Revue passieren gelassen und er zog manchmal völlig unverblümt über irgendwelche Leute her. In dieser Hinsicht war er schonungslos. Dann war er manchmal enorm jovial und auch witzig – und manchmal unleidlich. Aber auch wenn wir litten, verloren wir nie das Gefühl, dass wir für einen großen Mann arbeiteten – und für eine große Sache. Die Besprechungen, die ich persönlich mit ihm hatte, fanden oft zu ganz ungewöhnlichen Zeiten statt – häufig spät abends. Plötzlich

432 | *Juliane Weber (geb. 1939), langjährige Leiterin des persönlichen Büros von Helmut Kohl.*

tat sich dann die Tür auf und Genscher war da. Die beiden sahen sich häufig. Das wusste niemand. Das waren in dieser Zeit schon die Vorbereitungen für den Koalitionswechsel. Ich war immer ganz froh, wenn Genscher mich in Kohls Büro sah, weil er damit seinen beurlaubten Mitarbeiter auch als politische Größe einschätzte und nicht nur als kleinen AA-Funktionär. Das hat mir später auch gedient, denn ich habe gute Posten von Genscher bekommen – wie auch von Kohl. Wie gesagt: Kohl und Männerfreundschaften! Zu manchen Leuten hatte er ja ein offensichtlich sehr herzliches Verhältnis, das über den instrumentalen Charakter hinausging. Mit Egon Klepsch verstand er sich sehr gut. Manche andere kann man da nennen.

Wie sah das Verhältnis zu Gorbatschow aus?

Ich habe ihn nie zusammen mit Gorbatschow gesehen. Gorbatschow habe ich in einem anderen Zusammenhang einmal gesehen, als ich zusammen mit Manfred Wörner⁴³³ im Juni 1990 Moskau besuchte.

Die Frage der Männerfreundschaften ist wichtig. Der Historiker Rafael Biermann hat über Männerfreundschaften im internationalen Kontext gearbeitet und festgestellt, dass zwischen dem sowjetischen Außenminister Schewardnadse⁴³⁴ und Genscher die Chemie stimmte und eben auch zwischen Gorbatschow und Kohl trotz anfänglicher Verstimmungen, Irritationen und trampeltierartiger Fehltritte von Helmut Kohl.⁴³⁵ Er hat Gorbatschow ja mit Goebbels verglichen. Das Verhältnis hat sich dann aber doch normalisiert.

Ich glaube ganz sicher, dass sich die Beziehung entwickelt hat. Die Trennlinie zwischen gegenseitigem Respekt und Anerkennung der staatsmännischen Qualität, Interessengleichheit und echter Freundschaft ist häufig schwer zu ziehen. Mit Schewardnadse, der ein sehr

433 | Manfred Wörner (1934–1994), deutscher Politiker der CDU, 1982–1988 Verteidigungsminister seines Landes, 1988–1994 NATO-Generalsekretär.

434 | Eduard Schewardnadse (geb. 1928), georgisch-russischer Politiker der KPdSU, später Georgische Bürgerunion, 1985–1990 Außenminister der UdSSR, 1995–2003 georgischer Präsident.

435 | Rafael Biermann: Zur Bedeutung freundschaftlicher Verbundenheit in der Politik. Eine Annäherung am Beispiel des deutschen Einigungsprozesses, in: Birgit Aschmann (Hg.): Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts. München 2005, S. 197–230.

emotionaler Mann war – er ist ja auch Georgier und kein Russe –, war das einfacher. Ich habe auch zu Schewardnadse ein sehr nettes Verhältnis gehabt. Leider sprach er kein Wort Englisch. Er hatte auch eine sehr eindrucksvolle, sehr stattliche Frau, neben der ich einmal während eines Abendessens im Kreml saß. Hinter uns musste ein Dolmetscher sitzen, weil auch sie kein Wort Englisch sprach.

Kommen wir auf das Thema der Parteeinzusammenarbeit zurück. Welche Störfaktoren gab es im Hinblick auf den Aufbau und die Organisationsarbeit in der transnationalen Parteienkooperation? Wer waren die konfliktträchtigsten, streitbarsten und somit sozusagen schwierigsten Persönlichkeiten auf nationaler wie auf europäischer Ebene?

Hindernisse gab es eigentlich nicht. Ich hatte Kohl und Geißler auf meiner Seite, auch wenn wir die Funktionen ausweiteten und mehr machten. Geld spielte nie eine Rolle, auch, weil wir die internationalen Mittel aus dem Kanzleramt zur Verfügung hatten und einsetzen konnten. Für die Reiseeats reichte das Geld allemal. Man brauchte nicht kleinlich sein. Ich erinnere noch, dass ich, wenn ich nach Südamerika reiste, erste Klasse flog. Das gehörte damals einfach dazu. Heute werden die Leute in die Economy Klasse abgedrängt, man fliegt noch nicht einmal Business Klasse. Also: Es gab überhaupt keine Schwierigkeiten. Auch mit dem Bundesschatzmeister kam ich sehr gut klar. Die Arbeit war eigentlich sehr erfreulich und man hatte keine Feinde. Bei Helmut Kohl ging es immer nach dem Prinzip des divide et impera.

Die Frage war nicht nur auf Ihr persönliches Erleben und Erfahren gerichtet, z. B. Unstimmigkeiten mit Ihrem Chef, sondern eigentlich auf strukturelle Hemmnisse, Begrenzungsfaktoren, die einer möglicherweise noch effizienteren Kooperation der Parteien im Weg standen.

Die Parteien waren eben doch trotz aller Gemeinsamkeiten sehr verschieden. Deshalb gab es natürlich auch Reibungen. Die CDU, die ja eine sehr breit angelegte Partei ist, konservative, christlich-demokratische und liberale Elemente integriert und sich das auch zu ihrer Aufgabe gemacht hat, hatte insofern nie ein Problem. Wir konnten mit einer breiten Umfassungsstrategie alle anderen Parteien vereinnahmen. Aber diejenigen Parteien, die etwas schmalbrüstiger waren, z. B. sehr stark christlich-sozial angelegt waren wie die Schweizer und auch die Holländer oder Wallonen bisweilen, fühlten sich dort häufig nicht zu-

hause. Das hat sicher solche strukturellen Hemmnisse gebracht, die einer weiteren Integration entgegenstanden. In der EDU haben wir versucht, das zu überspielen durch eine breite Anlage des Instituts. In der Partei gab es eigentlich keine Schwierigkeiten. Ich hatte auch nie Probleme, z. B. Leute für Reisen zu gewinnen, die nicht nur die CDU vertreten sollten, sondern auch sachkundig waren. Ich habe dann viele Leute herangezogen, wobei ich Kohl anfänglich überreden musste, dass sie mittun sollten: Volker Rühle, Peter von der Heydt⁴³⁶ usw. Alle fanden diese internationale Zusammenarbeit wunderschön.

Die EUCD gilt im historischen Rückblick als gescheitert. Ihre Organisationsstruktur wurde von maßgeblichen Kräften, Parteien und Persönlichkeiten als zu lose und zu ineffizient betrachtet. Hinzu kam die Unterscheidung zwischen christdemokratischen und konservativen Parteien, wobei die Letztgenannten in der EUCD ausgeschlossen blieben. Ist das Urteil, von einer gescheiterten EUCD auch mit Blick auf die Vorgängersituation NEI zu sprechen, gerechtfertigt?

Bis zu einem gewissen Grade, ja! Die Ineffizienz ist da, das ist völlig richtig. Die EUCD war ein sehr lockerer Verein und hatte auch wenig bürokratische Basis. Es hat auch nicht eine solche Dichte der programmatischen Zusammenarbeit gegeben wie dann in der EVP. Aber ich glaube der wesentliche Auslöser dafür, dass die EUCD irrelevant wurde, waren das EP und die EVP.

Wie erklären Sie den historischen Nachholprozess der Gründung von transnationalen Parteienkooperationen der Christdemokraten im Vergleich zur SI bzw. KI? Historisch bzw. faktisch lässt sich ja feststellen, dass es die SI bzw. KI zeitlich vor den christdemokratischen Parteienzusammenschlüssen gab?

Bei den Kommunisten war es Ausdruck der weltpolitischen Ambition und systemverändernden Planung. Bei der SI haben sicher solche Überlegungen auch stattgefunden. Sie ist eine Weltbewegung, die sich auch entsprechend artikulieren muss. Bei den christlichen Demokraten – Sie haben das in Ihrer Arbeit schon voll erfasst – hat sicher auch das Erlebnis der Kriege eine Bedeutung gehabt, nicht nur im Hinblick auf die

436 | Peter von der Heydt (1938–2008), deutscher Politiker der CDU, 1976–1983 Mitglied des Deutschen Bundestages.

zunehmende Transnationalisierung in Europa, sondern auch auf das Kriegserlebnis. Damit kam es zu einer Stärkung des christlich-demokratischen Gedanken wie auch zu einer Renaissance des Naturrechts. Insofern kann man das sicher erklären und auch entsprechend zurückverfolgen. Ich bin, wie gesagt, in die christlich-demokratische Parteienkooperation erst in einer Spätphase hineingekommen. Mit der EDU haben wir eine Verbreiterung der Grundlage geschaffen, die wir auch im EP haben wiedergespiegelt sehen wollen.

Welchen Stellenwert würden Sie im historischen Rückblick grundsätzlich der transnationalen christdemokratischen Parteienkooperation beimessen? Vernachlässigbare Größe oder wichtiger flankierender Faktor?

Ich glaube, sie wurde auch von der Konkurrenz, d. h. vor allem von der SI, zunehmend als relevant und wichtig empfunden. Ich habe das auch gemerkt, als ich im Adenauer-Haus war. Ich habe von Anfang an versucht, ein enges Verhältnis – so gut es möglich war in diesem Wettbewerb – mit der SPD herzustellen. Ich habe mich mit Hans-Eberhard Dingels⁴³⁷ sehr gut verstanden. Wir haben uns regelmäßig gesehen. Seine Adlaten waren ein wenig militanter. Ich habe aber immer wieder zum Ausdruck gebracht, dass wir im internationalen Bereich eine gemeinsame Aufgabe haben. Wir mussten uns deshalb austauschen. Mit einem Mitarbeiter von Dingels habe ich regelmäßig gemeinsame Mittagessen gehabt, um ihm zu erzählen, was wir machten, und auch weitere Informationen in Aussicht zu stellen. Ich habe immer gesagt, dass wir aus einer Konfrontation unter den internationalen Büros der Parteien heraus müssen.

Können Sie Hans-Eberhard Dingels ein wenig charakterisieren?

Er war ein hervorragender Mann, ein Mann der Mitte und jemand, der unpolemisch war. Er war loyaler Sozialdemokrat, aber es lag ihm nichts am Kampf. Als ich das Adenauer-Haus verließ, hat mir Hans-Eberhard Dingels ein Buch mit einer sehr herzlichen Widmung und Dank für die gute Zusammenarbeit geschenkt. Das hätte man von militanten Vertretern nicht erwarten können.

437 | Hans-Eberhard Dingels (geb. 1930), deutscher Politiker der SPD, 1961–1995 Internationaler Sekretär beim SPD-Vorstand.

Kommen wir einmal auf die grundsätzliche Bedeutung dieser Parteienkooperation zu sprechen. Wenn man diese vor dem Kontext von 1989/90 beurteilt, sieht man, dass in der christlich-demokratischen Parteienfamilie eher ablehnende Stimmen gegen die deutsche Einheit artikuliert werden. Es ist z. B. der spanische Ministerpräsident Felipe González, ein Sozialist, der einer deutschen Einheit zustimmt. Wie erklären Sie sich diesen Umstand?

Die Parteien vertreten natürlich zu einem guten Grade auch nationale Interessen. Die deutsche Einheit hat natürlich die Grundfrage nach der Struktur Europas und der Rolle der einzelnen Länder gestellt. Es war für alle am Wiedervereinigungsprozess beteiligten Länder der NATO eine entscheidende Frage. Wir haben uns voll darüber Rechenschaft gegeben, dass ein vereinigt Deutschland enorme Zukunftschancen eröffnet, die vielen allerdings natürlich höchst unangenehm waren. Die Franzosen haben am meisten darunter gelitten und sich zeitweise auch gesträubt, die Einheit anzuerkennen. Von Frau Thatcher wollen wir gar nicht reden. Das Fotoportrait, das Frau Thatcher mir nach meiner Zusammenarbeit mit ihrer Partei gewidmet hat, habe ich seit 1989/90 in eine Schublade gelegt. Das wollte ich nicht mehr sehen. Das hat sich auch bei den Parteien gezeigt. Die britische konservative Partei war von diesem Thatcher-Bazillus übrigens weit weniger infiziert, als gedacht. Sie hat es jedenfalls nicht so sehr kundgetan. Die Einheit ist natürlich ein umstürzendes Ereignis gewesen. Es ist völlig klar, dass die Länder so reagierten. Dass die Spanier der Einheit so positiv begegneten, liegt natürlich auch an der Lage Spaniens. Zunächst haben wir nicht nur weitgehend bei der Transition in bemerkenswerter Weise Hilfestellung geleistet, sondern auch an vorderster Stelle geholfen, die Spanier in die EG zu bringen.

Wie wichtig war bei der Aufnahme Spaniens in die EG 1986 der zuvor erfolgte Beitritt Spaniens zur NATO?

Spanien wurde 1982 Mitglied der NATO. Felipe González hatte im Wahlkampf 1982 Versprechungen über ein Referendum über den Verbleib Spaniens in der NATO gemacht. Dann war es ein langer Prozess auch der Selbstfindung, um einen vernünftigen Ausweg aus diesem selbstgeschaffenen Dilemma zu finden. Keine der Parteien hat wirklich gut abgeschnitten. Der spanische PP hatte das Motto zur Enthaltung ausgegeben, was völlig widersinnig war, denn die Populares waren ursprünglich natürlich die großen Verteidiger des Beitritts. Der schließlich

erneuerte Beitritt ging auch dann noch einigermaßen holprig vor sich, denn er schloss ja die militärische Zusammenarbeit zunächst nicht ein. Die sogenannten Corporation Agreements, sechs an der Anzahl, für die einzelnen militärischen Aufgaben mussten noch erarbeitet werden. Ich habe dabei noch mitverhandelt. Ein hervorragender spanischer Botschafter war inzwischen bei der NATO schon angekommen. Und die Spanier waren im politischen Bereich außerordentlich aktive und konstruktive Mitglieder von Anfang an.

Wie wichtig war eigentlich die Mitgliedschaft Spaniens in der NATO als Voraussetzung für Helmut Kohls Einverständnis zum spanischen EG-Beitritt?

Ich bin sicher, dass für ihn die strategische Bedeutung einer Vollmitgliedschaft Spaniens absolut ersichtlich war. Hinzu kam die von ihm auch in Gesprächen immer wieder hervorgehobene Dankesschuld gegenüber Felipe González und der spanischen Haltung im Wiedervereinigungsprozess im Gegensatz zu Andreotti, Mitterrand und Thatcher. Insofern war das, glaube ich, auch für ihn eine Herzensangelegenheit. Der spanische NATO-Beitritt hat die EG-Mitgliedschaft sicherlich erleichtert.

Welche Perspektive hat transnationale Parteienkooperation heute noch?

Ich habe die Dinge in letzter Zeit nicht mehr mit der gleichen Intensität verfolgt wie früher. Zu der schon erwähnten Mexiko-Anekdote: Ich habe plötzlich gesehen, dass die ODCA absolut fantastisch funktioniert. Ich habe mich auch mit verschiedenen Vertretern aus Chile, Venezuela und Argentinien wie auch den kleineren Ländern unterhalten. Auch dort ist es ein ganz wichtiger Bestandteil der lateinamerikanischen Politik. Wenn ich das auf unsere Welt projizieren kann: Mindestens auf der christlich-demokratischen Seite wird es weiterhin wichtig bleiben. Die IDU hat weiterhin eine Funktion. Inwieweit sie im Moment aktiv ist, weiß ich nicht.

Es kam ja zu einer Verschmelzung von EDU und EVP, was bemerkenswert ist, da es noch vor der Nichtbereitschaft der britischen Konservativen war, sich dem Fiskalpakt anzuschließen. David Cameron hat entschieden, dass die Konservativen aus der EVP-Fraktion des EP ausscheiden. Ist das nicht eine Schwächung oder ein Zeichen für ein Problem?

Ich glaube, dass es vor allem ein Problem für die Position Großbritanniens ist. Aber die Konservativen waren ja nicht lange in der Fraktion.

Die Frage erhebt sich vor allem auch vor dem Hintergrund, dass die Staats- und Regierungschefs immer mehr die Zügel in der Hand halten. Die Außenminister stehen eher in der zweiten Reihe. Was haben dann die Parteaußenpolitiker überhaupt noch zu sagen?

Ganz sicher ist die EVP jeweils vor den Europawahlen von Bedeutung. Da gibt es gegenseitige Wahlhilfen, Wahlkampfauftritte usw. Ich glaube, insofern hat Parteienkooperation und Parteaußenpolitik durchaus noch eine Bedeutung.

Wenn man die sinkende Wahlbeteiligung bei den Europawahlen sieht und den Faktor, dass das Europaparlament gleichzeitig immer mehr Kompetenzen hinzugewonnen hat, ist das doch ein Paradoxon. Welchen Effekt hat dann transnationale Parteienkooperation überhaupt noch?

Die Frage ist absolut legitim. Ich kann aber leider keine aktuellen Kenntnisse beisteuern.

Gestatten Sie uns noch einige weitere allgemeine historisch bzw. biographiegeschichtliche Fragen an Sie zu richten: In den Jahren von 1981 bis 1986 waren Sie Botschafter der Delegation der Bundesrepublik bei der Genfer Abrüstungskonferenz. Welche Erfahrungen konnten Sie dort sammeln?

Meine Delegation war in Genf stationiert, aber dort nur während eines gewissen Teils des Jahres tätig. Wir haben neben der Genfer Abrüstungskonferenz, der Conference on Disarmament (CD), auch sämtliche Abrüstungsfragen bei der UN in New York wahrgenommen. Wir bildeten die Vertretung der Bundesrepublik im Ersten Ausschuss der Generalversammlung und in der UNDC. Zusammengenommen waren das immer drei Monate des Jahres. Wir waren zuständig für alle sicherheitspolitischen internationalen Abkommen, z. B. den Nichtverbreitungsvertrag oder Waffenabkommen für chemische und biologische Waffen usw. Damit war das eine relativ weitverzweigte Tätigkeit. Ausgenommen waren eigentlich nur die Wiener Verhandlungen über konventionelle Truppenstärken, die aber dann ausliefen. Wir hatten eine relativ umfassende sicherheitspolitische Zuständigkeit, die leider jetzt notleidend

geworden ist, weil sich die Genfer Abrüstungskonferenz nicht auf ein Programm einigen kann. Deswegen läuft das ein wenig leer und wird natürlich auch überlagert durch die allbedeutenden Nuklearfragen, die zwischen den Großmächten selbst geregelt werden. Dabei sind nicht nur die USA und Russland beteiligt, sondern auch Indien und Pakistan oder auch der Iran, wo die CD-Abrüstungsexperten kaum nennenswerten Einfluss haben. In unserer Zeit war die Genfer Abrüstungskonferenz voll des Lebens, zumal wir während meiner Zeit auch den Umbruch in der Sowjetunion erlebt haben. Es war z.T. atemberaubend, wie schnell Gorbatschow sich auch dort durchgesetzt hat. Diese Aufweichung der sowjetischen Position war sehr interessant. Wir haben diese Chance natürlich beim Schopf ergriffen. Ich hatte also eine wirklich spannende Zeit dort.

Übrigens: Die Abrüstungskonferenz ist kein Teil der UNO, sondern eine autonome Staatenkonferenz, die nur beim UN-Sekretariat untergebracht ist. Der Nachbar des bundesdeutschen Delegierten war immer der DDR-Delegierte. Schon zu Beginn der Gorbatschow-Zeit wurde der damalige DDR-Botschafter nach Washington versetzt. Ich habe ihn gefragt, ob ich ihm ein Abschiedsessen geben dürfe. Er sagte: „Das dürfen Sie! Das mache ich gerne.“ Zu diesem Essen habe ich alle großen Botschafter eingeladen inklusive der Spitze der UNO in Genf. Ich habe eine Tischrede gehalten und gesagt – der DDR-Botschafter stammte zufällig aus der Nähe meiner pommerschen Heimat –, dass ich ihn ungern ziehen sähe; denn er war unter den damaligen Umständen ein sehr korrekter und guter Kollege. Ich sagte sinngemäß: Wir sind aufgewachsen in enger Nachbarschaft und sind verschiedene Wege gegangen. Jeder hat ehrlich dem Staat gedient, den er gewählt hat. Ich möchte einen Toast auf die Wiedervereinigung unseres Landes ausbringen. Dann ist er aufgestanden und hat auch einen Toast auf die Wiedervereinigung ausgebracht – wenn auch nicht unter den gleichen Systemumständen, sondern unter Bedingungen, die mit seinen Vorstellungen kompatibel seien. Es war eine erstaunliche Rede, die irgendwie schon die Zukunft vorwegnahm. Sie ist von dem anwesenden sowjetischen Botschafter sicher mit entsprechendem Kommentar in einem Bericht niedergelegt worden, der in allen Ministerien des Warschauer Paktes zirkuliert wurde. Ich bin von mehreren anderen mittel- und osteuropäischen Vertretern darauf angesprochen worden. Das muss 1985/86 gewesen sein. Zu diesem Zeitpunkt konnte man das schon machen. Es war schon eine interessante Zeit. Plötzlich gab es auch bei einigen der großen Abrüstungsfragen einschließlich der

Verifikationsfragen, die ja immer sehr heikel für die Sowjets waren – misstrauisch wie sie sind – Fortschritte. Schlagartig gab es einen Dialog.

Zwischen 1986 und 1991 waren Sie Beigeordneter Generalsekretär für Politische Angelegenheiten der NATO in Brüssel. Welche Aufgaben waren mit dieser Tätigkeit verbunden?

Es gibt immer einen *Deputy Secretary General*, der eine wichtige protokollarische Aufgabe hat. Das war jahrzehntelang stets ein Italiener. Er amtiert als Vertreter des Generalsekretärs und leitet in dessen Abwesenheit die Ratssitzungen. Er hat aber keinen Stab. Die *Assistant Secretaries General* sind die eigentlichen Vertreter. Der Leiter der Politischen Abteilung ist dort der Primus inter Pares. Die Deutschen, die diesen Posten innehatten, waren praktisch immer die Nummer zwei des NATO-Sekretariats. Man ist dabei in erster Linie Hauptabteilungsleiter mit den drei Abteilungen: Politik, Wirtschaft und Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Später wurde etwas anders organisiert. Heute gibt es ganz andere Abteilungsbezeichnungen, entsprechend der veränderten Aufgaben. Der *Assistant Secretary General Political Affairs* existiert aber weiterhin. Damals war also zunächst einmal die Verwaltung dieser Hauptabteilung wichtig, die natürlich auch dazu diente, den Service des NATO-Rats mit den Papieren, Protokollen und Vorbereitungen der Sitzungen zu wahrzunehmen und laufend den Generalsekretär zu informieren. In meiner Rolle war ich aber eigentlich auch der politische Chefberater des Generalsekretärs, der die grundsätzlichen Aufzeichnungen zu den großen anstehenden Problemen machte. Viele der Reden von Lord Peter Carrington⁴³⁸ wie auch von Manfred Wörner habe ich geschrieben. Mit Wörner verstand ich mich natürlich sehr gut, weil ich ihn auch schon lange von meiner Tätigkeit bei der CDU kannte. Diese Stelle, die wir immer trotz Widerspruch anderer Staaten für Deutschland erhalten konnten, hat eine weit über die formale Ausstattung hinausgehende Bedeutung, wenn man die Aufgabe richtig politisch sieht. Ich habe versucht, das zu tun.

Wie haben Sie die Entwicklung des Nordatlantikkbündnisses in der Endphase des Kalten Krieges in Europa erlebt?

438 | Lord Peter Carrington (geb. 1919), britischer Politiker der konservativen Partei, 1979–1982 Außenminister seines Landes, 1984–1988 NATO-Generalsekretär.

Wir standen schon und vor allem gegen Ende meiner Zeit vor der Aussicht einer massiven Erweiterung nach Osten. Das war bereits erkenntlich. Eine meiner Aufzeichnungen in den letzten Monaten behandelte die Frage, wie wir diese neuen Länder hinsichtlich der Gebäude, den Sicherheitsvorschriften – dürfen diese sofort alles sehen, auch topsecret-Dokumente? – und der Proporzbesetzung der einzelnen Posten eingemeinden. Darüber habe ich damals schon für Wörner Aufzeichnungen erstellt. Man konnte die Entwicklung voraussehen.

Wie haben Sie den Fall der Mauer und den Weg zur Einheit erlebt?

Ich war am 9. November 1989 in Portugal bei einer internationalen Konferenz. Die Öffnung der Mauer traf uns völlig unvorbereitet, obwohl die Tendenzen ja schon seit dem Gorbatschow-Besuch in Ost-Berlin erkennbar waren. Die Zeichen waren schon gesetzt. Man wusste, es geht nicht mehr lange. Außerdem hatten wir in der Wirtschaftsabteilung auch Geheimdienstberichte, die uns praktisch den wirtschaftlichen Zusammenbruch der DDR und die wirtschaftlichen Kalamitäten der Sowjetunion aufzeigten. Vieles war einfach schon irgendwie erahnbar. Ich war, wie gesagt, in Portugal, als wir mitten in der Konferenz von der Öffnung der Grenzen erfuhr. Ein sehr interessanter und bedeutender Mann ergriff spontan das Wort, Botschafter François de Rose.⁴³⁹ Er würdigte dieses Ereignis im Weltmaßstab und zugleich mit großer Wärme gegenüber Deutschland. Das war bewegend und zugleich auch großartig. Da ich in meiner NATO-Rolle anwesend war, wollte ich dort nicht als nationaler Vertreter sprechen. Aber nach der Ansprache des französischen Grafen wäre es auch gar nicht mehr nötig gewesen. Er hatte alles gesagt. Das war mein 9. November. Danach fuhr ich ins Hotel und konnte im Fernsehen die Vorgänge verfolgen.

Im Rahmen meines Lehrauftrages bei der FU Berlin bin ich kurz nach der Öffnung der Mauer in Berlin gewesen. Nach einer meiner Vorlesungen bin ich mit einem FU-Kollegen an die Grenze gefahren und hinübergegangen. Plötzlich stand ich „Unter den Linden“. Ich wagte natürlich nicht, meinen Diplomatenpass, der mich als stellvertretenden NATO-Generalsekretär auswies, mitzunehmen. Schlagartig stand ich „mitten in Feindes Land“ sozusagen, ohne Pass und auf einmal kam mir wie ein Schwall zu Bewusstsein, was wir gerade erlebten. Die VoPos (Volks-

439| François de Rose (geb. 1910), französischer Diplomat.

polizisten) haben mich auch ohne Pass wieder in die damalige Nocheinat zurückgelassen.

Gab es vor dem Mauerfall Kontakte zum DDR-Regime? Wie haben Sie die Akteure dort erlebt?

Ich hatte in der NATO weniger Gelegenheit, den dortigen kleinen Brüsseler DDR-Botschafter, der für die bilateralen Fragen zuständig war, zu sehen. Dort gab es weniger die Chance dazu als noch zuvor in der multilateralen Szenerie von Genf und New York. Ich hatte schon vorher einen sehr guten Gesprächskontakt zum russischen Botschafter. Das war zwar noch unter den alten Bedingungen, aber die Gespräche waren sehr offen. Dann kam das Schicksalsjahr, wo ich zwei Vorgänge erinnere: Anfang Februar 1990 fand die Open Skies-Konferenz in Ottawa zeitgleich mit einer NATO-Sitzung statt. Genscher war zugegen, um Besprechungen über die Wiedervereinigung zu führen. Es war ein klirrend kalter Ottawa-Tag. Der Verlauf war normal, außer dass plötzlich der niederländische Außenminister Hans van den Broek⁴⁴⁰ plötzlich den Antrag stellte, dass Holland in die Zwei-plus-Vier-Besprechungen einbezogen werden müsste. Genscher ist total aus der Rolle gefallen und hat van den Broek fertig gemacht. So etwas habe ich in einem internationalen Gremium überhaupt noch nicht erlebt. Genscher sagte, die Niederlande sollten bitte die Finger davon lassen. Es gehe um Deutschland, nicht um Holland. Das hat auch seine Wirkung getan. Van den Broek, mit dem ich sonst sehr herzlich stand, hat die Sache nicht mehr aufgebracht. Ich trat dann nach der Vormittagssitzung heraus an einen Kanal, wo die Menschen im Winter Schlittschuh laufen. Im kalten Winterwind wehten die 40 Fahnen der Open Skies-Konferenz. Da sah ich die DDR-Fahne. Plötzlich befiel mich eine gewisse Wehmut. Ganz burchikos formuliert dachte ich mir: Du kleine Spalterflagge, lange wirst du nicht mehr wehen! Und so war es ja auch.

Dann waren wir Anfang Juli 1990 beim NATO-Gipfel in London und handelten die Gipfelerklärung aus, die schon auf die Wiedervereinigung vorausschaute. Van den Broek war zu diesem Zeitpunkt außerordentlich hilfreich. Er hatte das Erlebnis mit Genscher offenbar schon verdaut und war führend bei der Aushandlung dieser Erklärung, für die mein

440 | Hans van den Broek (geb. 1936), niederländischer Politiker des CDA, 1982–1993 Außenminister seines Landes, 1993–1995 EU-Kommissar für Außenbeziehungen, 1995–1999 EU-Kommissar für Erweiterung.

Stab und ich die Unterlagen geliefert hatte und die wir dann gemeinsam mit ihm redigierten. Noch während wir in Lancaster House tagten, kam ein Telegramm von Gorbatschow, der Wörner nach Moskau einlud. Wenige Tage später, am 14. Juli, sind wir dann für die Besprechungen nach Moskau geflogen und haben einen ganzen Tag, allein mit Gorbatschow und Schewardnadse, konferiert. Wörner wurde nur von seinem Kabinettchef und mir begleitet. Wir flogen in einer Maschine, die uns der belgische Verteidigungschef zur Verfügung gestellt hatte. Die NATO hat ja keine eigenen Flugzeuge. Auch Frau Wörner saß mit uns im Flugzeug. Als wir dann an einem wunderschönen Abend die Grenze von Polen zur Sowjetunion überflogen, kam der belgische Offizier und sagte: „Herr Generalsekretär, ich melde: Wir haben soeben die Grenze der Sowjetunion überflogen.“ Wörner ist in Tränen ausgebrochen. Wir waren alle bewegt. In dieser schon beginnenden Euphorie haben wir dann mit Gorbatschow und Schewardnadse verhandelt. Am gleichen Abend kamen Genscher und Kohl an und waren in den gleichen Besuchervillen auf den Leninhügeln untergebracht wie wir. Ich wurde dann gebeten, Genscher und Kohl über unsere Gespräche zu informieren und hatte vorsorglich einen Bericht erstellt, der natürlich mit dem Verweis „top secret“ versehen werden musste. Ich habe dann Genscher und Teltschik für den nächsten Tag auch mündlich gebrieft, bevor die deutsche Delegation in den Kaukasus abflog. Das Interessante beim Gespräch mit Gorbatschow und Schewardnadse war nicht nur, dass es enorm freundschaftlich und offen war, sondern das die beiden auf die Frage, die uns vor allem interessierte, nämlich die Einbeziehung ganz Deutschlands in den NATO-Vertrag, kaum zu sprechen kamen. Das war eigentlich schon entschieden. Wir redeten über Zukunftsperspektiven, Zusammenarbeit, Sicherheitsfragen und nationale Fragen der Entwicklung usw. Es war also höchst eindrucksvoll, dass die Frage der Einbeziehung Deutschlands in die NATO im Gespräch mit dem Generalsekretär eigentlich nicht mehr im Vordergrund stand. Sie hatten es schon akzeptiert. Das hat sich auch an der Wolga dann gezeigt, obwohl Teltschik das Thema in seinen Memoiren noch enorm hochspielt. Die Show war schon gelaufen. Leider habe ich natürlich meine Aufzeichnung über diese Sitzung nicht behalten können. Ich habe nur noch ein schönes Foto von Schewardnadse, Gorbatschow und Wörner am gemeinsamen Tisch im Kreml sitzend. Ich kann über den genauen Inhalt der langen Besprechung nichts Präzises mehr sagen, aber das sind meine Eindrücke.

Bush hatte mit Gorbatschow die Einbeziehung ganz Deutschlands in die NATO erörtert.

Er hat sicher den Wunsch geäußert. Aber die Zugeständnisse konnten erst 1990 kommen, nachdem der Zwei-plus-Vier-Vertrag schon unterwegs war.

Was wäre passiert, wenn beim Mauerfall Schüsse gefallen wären? Gab es ein Krisenszenario der NATO?

Das konnte man nicht thematisieren. Es war auch nicht vorauszusehen. Eilsitzung des NATO-Rats – was hätten wir sagen können? Bitte schießt nicht?

3. Oktober 1990?

Leider konnte ich nicht mit Wörner an der Veranstaltung am Brandenburger Tor teilnehmen. Ich musste Stallwache halten und habe es im Fernsehen verfolgt. Das tut mir immer noch leid.

Von 1991 bis 1995 waren Sie im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung in der Auslandsabteilung tätig. Welche Aufgaben waren mit dieser Beschäftigung verbunden?

Die Auslandsabteilung ist zuständig für die Informationen der Bundesregierung im Ausland. Ich habe mich damals dafür eingesetzt, dass diese Abteilung ins AA kommt. Das wäre logischer gewesen. Mittlerweile ist sie dort auch angesiedelt. Es war interessant, weil man die Praxis einer modernen staatlichen Öffentlichkeitsarbeit zu gestalten hatte. Die Probleme zwischen In- und Ausland waren ähnlich gelagert. Ich habe versucht, die Auslandsarbeit, die nach meiner Ansicht unsystematisch, zu kostspielig und zu wenig intellektuell war, zu reformieren, und eine große Konferenz für eine moderne Konzeption der internationalen Öffentlichkeitsarbeit einberufen. Dort haben wir mit Kommunikationswissenschaftlern, Psychologen usw. zusammengearbeitet. Wir haben damals den Ansatz der politischen Öffentlichkeitsarbeit Deutschlands im Ausland total reformiert. Die Broschüre mit dem Resultat unserer konzeptionellen Anstrengungen ist noch erhältlich. Wir haben dann den ganzen Wust von Veröffentlichungen, der seit Jahren unter die Leute gestreut wurde, durchgesehen und vereinfacht. Schließlich waren wir am Ende dieser Zeit effektiver zur Hälfte des Preises. Auch die Pflege des Korps der Auslandskorrespondenten, damals noch in Bonn, oblag mir. Ich konnte natürlich viele internationale Kontakte knüpfen. Ich begleitete den Außenminister auch zumeist zu den

Regionalkonferenzen, wo man die ganzen Botschafter vor sich hatte und das Problem des deutschen Images und der Öffentlichkeitsarbeit besprechen konnte. Ich habe viel gelernt.

Bis 1999 waren Sie deutscher Botschafter in Spanien und Andorra. Wie kam es dazu und wie beurteilen Sie die deutsch-spanischen Beziehungen in der historischen Perspektive?

Wie ist es dazu gekommen? Im diplomatischen Dienst ist es so, dass man irgendwann zur Versetzung an der Reihe ist. Ich war ursprünglich als *Under-Secretary General (USG)* bei den Vereinten Nationen vorgesehen, was ich eigentlich auch gerne gemacht hätte. Es wäre sehr schön gewesen, zuerst in der zweiten Position bei der NATO und danach in der zweiten Position bei der UNO gewesen zu sein, zumal ich ja auch lange Botschafter bei den Vereinten Nationen war. Das haben die Amerikaner inhibiert. Der Leiter der VN-Rechtsabteilung, mein Jahrgangskollege Carl-August Fleischhauer,⁴⁴¹ war ausgeschieden, weil er an den Internationalen Gerichtshof berufen wurde. Wir hatten damit den idealen Anspruch auf eine vergleichbare USG-Stelle im VN-Sekretariat. Der ägyptische Generalsekretär war auch sehr wohlwollend und der Besuch, den ich ihm abstattete, war sehr nett. Ich hätte gerne die *Peacekeeping-* oder die *Humanitarian Affairs-*Abteilung geleitet. Die Amerikaner haben auf wenig freundliche Weise interveniert. Das werde ich nicht vergessen. Sie wollten uns unbedingt den neuen Posten des Controllers zuschieben, weil sie eine stärkere Finanzkontrolle der VN haben wollten. Sie dachten, die Deutschen würden das schon korruptionsfrei richten. Langsam wurde es ruchbar, dass wir diese *Controller-*Stelle bekommen sollten und keine andere, woraufhin ich dem Ministerium mitteilte, ich sei nicht ins AA eingetreten, um Auditor zu spielen. Außerdem war das auch ein auf Denunziantentum beruhendes Geschäft. Das musste dann ein Kollege von mir machen, der gerade seine Versetzung nach Tokio in der Tasche hatte und dort wohl viel lieber hingezogen wäre.

Dann kam ich in den nächsten Strudel der Postenvergabe. Ich hatte gesagt, dass ich gerne nach Rom oder Ankara gehen würde. Ich bin eben sehr turkophil und glaube an die strategische Bedeutung der

441 | Carl-August Fleischhauer (1930–2005), deutscher Diplomat, 1994–2003 Richter am Internationalen Gerichtshof.

Türkei für Europa. Ankara habe ich vermutlich deshalb nicht bekommen, weil ich zu turkophil war und das auch bekannt war. Für Rom war sowieso ein anderer Bewerber im Gespräch. Klaus Kinkel rief mich am 8. Dezember 1994 an und sagte, er habe gestern mit dem Bundeskanzler gesprochen: „Wir wollen Sie nach Madrid schicken! Wie viel Bedenkzeit brauchen Sie?“ Ich habe nur geantwortet: „Keine, Herr Minister.“ Das ist ein wichtiger und schöner Posten.

Die spanisch-deutschen Beziehungen sind immer gut gewesen, nicht nur wegen der Phase mit Felipe González, sondern auch aus der Geschichte heraus. Ich habe aufgrund eines Universitätsseminars, das ich nach meinem Ausscheiden aus der Botschaft in Madrid konzipiert und geleitet habe, einen Band mit dem Titel „Spanien – Deutschland. Gegenseitige Wahrnehmungen in fünf Jahrhunderten“ veröffentlicht,⁴⁴² wo wir die gegenseitige Image-Perzeption über fünfhundert Jahren untersucht haben. Das bot mir die Möglichkeit, die Frage der Image-Bildung, die ich schon im Presseamt sehr vertieft hatte, auch einmal auf diesen praktischen Fall anzuwenden. Bei dieser Arbeit zeigte sich ganz deutlich, dass es natürlich auch Durchhänger gab: Schwarze Legende, Distanciamiento vom 17. bis zum 18. Jahrhundert und dann plötzlich wieder eine Spanien-Renaissance, also die Wahrnehmung Spaniens als eine große Kultur, vor allem im Bereich der Literatur und Malerei. Die erste zusammenhängende Studie über die großen spanischen Maler hat die Frau von Wilhelm von Humboldt bei ihrer Spanienreise auf Bitten von Goethe geschrieben. Dann wurden die Leute plötzlich aufmerksam und fragten, was eigentlich im Prado zu sehen sei. Goethe machte sein jährliches Calderón-Festival am Theater in Weimar. Man kann zeigen, wie plötzlich ab 1750 ein neues Spanienbild entsteht. Die Tatsache, dass wir nicht Nachbarstaaten sind, und auch viele gleichgerichtete Interessen haben, hat bis in die heutige Zeit eine sehr gute deutsch-spanische Verständigung ermöglicht, auch wenn sie von Zeit zu Zeit kleinere Kratzer bekommt. In meiner Zeit waren die Spanier besorgt, dass irgendwelche ETA-Leute von der deutschen Justiz geschützt werden. Da musste man agieren und die Sorgen zerstreuen. Im Prinzip ging während meiner Botschafterzeit alles reibungslos vor sich, vor allem wegen des politischen Übereinklangs der beiden Regierungen.

Vielleicht gestatten Sie noch eine Frage zu Helmut Kohl: Wie sehen Sie sein Verhältnis zu Angela Merkel?

442 | Miguel Ángel Vega Cernuda/Henning Wegener (Hg.): *España y Alemania. Percepciones mutuas de cinco siglos de historia*. Madrid 2002.

Seit der Spendenaffäre ist sicher nicht alles im Reinen. Kohl ist ja außerordentlich nachtragend. Die Metapher vom Elefantengedächtnis stimmt hier auch physiologisch. Kohl ist im persönlichen Verhältnis kein großzügiger Mensch. Das kann man sicher sagen, sogar ohne ihn zu beschädigen. Man muss korrekt sein, aber nicht großzügig. Das ist bei vielen Leuten der Fall, die aus der Kohlschen Gunst herausgefallen sind – nicht nur, weil ihr instrumentaler Wert nicht mehr bestand, sondern auch, weil diese nachtragenden Gefühle existierten. Es gab Leute, die konnte er nicht sehen. Sie wurden aus Gästelisten usw. herausgestrichen.

Die Spendenaffäre hängt ja wie ein Damoklesschwert über seinem Lebenswerk. Wie beurteilen Sie das persönlich? Hat er darüber mit Ihnen gesprochen?

Nein! Aber eines war ganz klar: Die Macht Kohls beruhte auf der Handhabung des Telefons und verfügbarer Geldmittel. Er hatte ein riesiges Netzwerk, das machtschaffend bzw. machterhaltend war. Dazu gehörte eben auch, dass gewisse Leute geldlich gefördert wurden. Ein persönlicher Reptilienfonds diente natürlich diesen Zwecken. Es ist nicht so, dass das irgendwie unrechtmäßig war. Das war nicht der Fall. Er hat sicher Partezwecke gefördert. Niemand hat sich daran bereichert. Kohl aß zwar gerne gut, war aber eigentlich von seinen Lebensgewohnheiten eher modest. Er zog sich so bescheiden an, dass die Public Relations-Leute immer mit einer Hermès-Krawatte anrücken mussten, damit er auf den Fotos halbwegs angezogen erschien. Es ist nicht etwa so, dass er irgendeinen erkennbaren Bereicherungswillen hatte. Es ging einfach nur um den willkommenen Zuwachs eines weiteren und von ihm für notwendig gehaltenen Machtinstruments.

Durch die Veröffentlichungen über Kohls Frau und seinen Sohn konnten wir erfahren, dass das Familienverhältnis eigentlich zerrüttet war.

Die Zerrüttung auch mit diesen psychosomatischen Folgen für seine Frau Hannelore war wohl eigentlich erst in den letzten Jahren gegeben. Als ich mit ihm zusammenarbeitete, schien es noch relativ gut zu laufen. Hannelore Kohl sah sogar eine in der Öffentlichkeit vermutete persönliche Affäre Kohls großzügig. Die Kinder waren natürlich noch jünger und bedurften auch der Fürsorge. Es gab andere Schwerpunkte. Erst in den letzten Jahren kühlte sich das Familienleben ab – bis zum phy-

sischen Leiden der Frau. Wie Helmut Kohl das verkraftet hat, weiß ich nicht. Aber Hannelore Kohl war auch nicht ganz einfach. Sie war eine anspruchsvolle Frau.

Herr Botschafter Wegener, wir möchten uns ganz herzlich für das sehr aufschlussreiche Gespräch mit Ihnen bedanken!